Die
Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

36. Jahrg. 10. September 1913. No. 37.

Der Mensch denkt

Über Gott lenkt

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.

Matth. 11, 28.

Ach, säh'st du Jesum einmal an
Mit gnadesuchendem Verlangen
Den milden, wunderbaren Mann,
Der für dich in den Tod gegangen,
Dann fände deine Seele Ruh,
Und all dein Fragen hätt' ein Ende
Und all dein Sorgen legtest du
Getrost in seine starken Hände.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Demut.

Was fruchten alle Werke
Und Taten ungezählt,
Wenn deiner Tugendstärke
Der Schmuck der Demut fehlt?
Was kannst dem Herrn du geben,
Das deine Seele löst?
Fühlst du den Grund nicht beben,
Auf dem du töricht stehst?

Des Zornes wirst du ledig
Allein durch Gnad' und Huld.
Nimm's an, wenn Gott dir gnädig
Erlassen will die Schuld.
Tu ab das eitle Streben
Nach eitler Werke Tand.
Laß dich von Gott erheben
In freier Gnade Stand!

Gott — Sünde — Gnade!

„Und der Zöllner stand von ferne, wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig!" Luk. 18, 13.

Die Geschichte vom Pharisäer und Zöllner ist eine der bekanntesten in der ganzen Heiligen Schrift. Jeder kennt sie; jeder weiß sie auswendig; und doch haben wir alle von ihr zu lernen, bis wir sie wirklich — worauf es doch bei allen Wahrheiten ankommt — inwendig haben. Uns allen steckt etwas vom Pharisäersinn und Pharisäerhochmut im Blute. Wenn wir vielleicht auch nicht sagen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser Zöllner, so liegt uns doch die Versuchung sehr nahe, zu sprechen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser Pharisäer. Von unserer Jugend her sind wir viel zu sehr daran gewöhnt, in den Pharisärn nur Heuchler und Scheinheilige zu sehen, geringschätzig auf sie herniederblicken, mit Widerwillen uns von ihnen abzuwenden. Wir könnten noch viel von ihnen lernen. Sie waren besser als ihr Ruf. Sie können manchen heute noch beschämen. Der Pharisäer dankt. Unzählige nennen sich Christen, und sie danken nie. Wenn sich wirklich einmal in ihnen etwas vom Gebetsgeiste regt, so haben sie nur zu bitten und immer wieder zu bitten; aber danken, Gott danken — das Wort steht nicht in ihrem Wörterbuche; denn wo Dank ist, da ist Demut, und von Demut mag der moderne Mensch nichts wissen. — Der Pharisäer fastet zweimal in der Woche und gibt den Zehnten von allem, was er hat. Wer tut denn heute dergleichen? Wo findet man denn das, selbst unter solchen, die mit Ernst Christen sein wollen? Die Mission, die Werke der Barmherzigkeit, die Anstalten helfender, bewahrender, rettender Liebe brauchten nicht immer wieder ihre Stimme zu erheben: Wir sind in Not! und brauchten nicht von Tür zu Tür betteln zu gehen, wenn dieser gute Geist der Selbstverleugnung und der Opferwilligkeit, der in dem Pharisäer lebte, auch bei uns lebendig wäre. Darum noch einmal: laßt uns lernen von dem Pharisäer! Aber dann euch: Laßt euch schrecken von ihm!

Der Pharisäer dankte; aber er dankte **nur**. Schlimm genug, daß er gar nichts zu bitten hatte, daß er ein fertiger, vollkommener Mensch in seinen Augen war.

Der Pharisäer opferte. Aber schlimm genug, daß er alles, was er tat, Gott an den Fingern aufzählte und sich in seinem Ruhmesglanze sonnte. Er sah nur, was vor Augen war, und vergaß ganz, daß Gott das **Herz** ansieht. —

Wie mag es wohl in des Zöllners Seele ausgesehen haben! Ich denke mir, etwas von der Melodie wird hindurchgedrungen sein durch sein Herz: Gott ist gegenwärtig! Die ganze Welt versankhinter ihm wie ein Nebel; er dachte an niemand und an nichts, als an sich und an seinen Gott. In heiliger Ehrfurcht hielt er sich zurück; in anbetender Scheu stand er von ferne. Die Scham brannte ihm auf seinen Wangen; die Augen wagte er nicht aufzuheben. An seine Brust, wo die Sünde ihren Sitz und ihr Wesen hat, schlägt er sich. Riesengroß steht Gott vor ihm in unnahbarer Majestät, und Worte hört er ihn sprechen, die wie Donner des Gerichts tönen. Gott fragt, und er weiß nichts zu antworten. Entschuldigungen hat er nicht; Ausflüchte gibt es nicht; sich verstecken — das geht nicht. Alles spricht gegen ihn: sein Tun und sein Unterlassen; seinReden und sein Schweigen; sein Denken und sein Wünschen. Glutheiß wird es ihm. Seine Gebeine verschmachten ihm. Von oben klingt es wie himmlische Musik: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth! Er fühlt wie wahr das ist. Er empfindet, wie vernichtend das ist. Nirgends eine Rettung. Nirgends ein Ausweg. wehe mir, ich vergehe; denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volke von unreinen Lippen! Meine Sünde! Meine Sünde! Sie ist größer, als daß sie mir vergeben werden könnte. Doch nein, nein, nein! Mag der Abgrund noch so tief sein, mag die Kluft noch so weit sein — es gibt eine Brücke. Die führt vom Himmel zur Erde, von Gottes Herzen zum Menschenherzen, von der Heiligkeit zur Sünde, und mit festem Fuß tritt der Zöllner auf diese Brücke, zagend und doch zuversichtlich, zitternd und doch fröhlich, voller Demut, aber auch voller Mut: Die Barmherzigkeit rühmt sich wider das Gericht! Gott, sei mir Sünder gnädig!

Gott — Sünder — Gnade: was ist das für ein wunderbarer Dreiklang! Das Dunkle und das Lichte, das Niederdrückendste und das beglückendste verweben sich darin zu einer Melodie. Gott und Mensch geeint. Alle Traurigkeit verwandelt in Jubel. Alles Elend verschlungen in den Sieg.

Warum läßt uns das Beten oft so kalt? Warum haben wir von unserem Bibellesen so wenig Segen? Warum gehen wir so leer aus unseren Gottesdiensten? Warum haben wir so wenig Fortschritte in unserem innern Leben? Weil die Zöllnerbitte uns fehlt: Gott, sei mir Sünder gnädig! Offene Gefäße kann man füllen, hungernde Herzen macht Gott satt.

Auf eigner Höhe wirst du klein,
Doch groß allein im Staube sein!"

Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel zu beten, —

Diesem schmolz das Herz im Busen,
Jener gab sich selbst Gewicht, —
Vor dem Thron der Allgenugheit
Gelten Werk und Selbstheit nicht!

Zwei sitzen auf einer Kirchenbank und hören dasselbe Gotteswort, — der eine wird angenommen, der andere verworfen werden!

Zwei beten dasselbe Vaetrunser, — der eine wird angenommen, der andere verworfen werden!

Zwei beten dasselbe Vaterunser, — der Abendmahl empfangen, — der eine wird angenommen, der andere verworfen werden!

Zwei haben denselben Heiland und dieselbe Gottesgnade, — der eine wird angenommen, der andere verworfen werden!

Nimm's ernst mit deinen Andachten, bewahre deinen Fuß, wenn du ins Haus Gottes gehest! **Gott** ist gegenwärtig!

Nimm's ernst mit deinem Gebet; gehe in dein Kämerlein und schließ die Tür hinter dir zu! **Gott** ist gegenwärtig!

Nimm's ernst mit deiner Sünde; so wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst. **Gott** ist gegenwärtig.

— Br. Botschafter.

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln; er leitet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.

Glaubst du an den Sohn Gottes?
Joh. 9, 35.

Eine höchst bedeutsame Frage für uns arme sterbliche, die wir gerne nur das glauben, was wir mit unsern Augen sehen und mit dem bischen Gehirn begreifen können. Dennoch wird die Frage nicht zwecklos nur so hingeworfen, sondern will und muß beantwortet sein, sintemal sie von einem kommt, der Anspruch auf Antwort macht.

Bei näherer Betrachtung fällt uns zuerst auf, an wen diese Frage gestellt war. Bekanntlich war es ein Blindgeborner, der weder Lesen noch Schreiben gelernt hatte und folglich sehr unwissend sein mußte. Ich nehme nicht an, daß er mit dem Saulus von Tarsus zu den FüßenGamaliels gesessen undTheologie studiert habe; dennoch wird ihm die härteste aller Fragen zu beantworten vorgelegt. Kann er sie lösen?

Die Autoritäten der heutigen Wissenschaft würden den Pädagogen hart verurteilen, der einem Schüler aus der Unterklasse die schwerste Frage über Geologie, Geometrie oder Sternkunde zu beantworten aufgäbe, und vermutlich hat diese hohe Kritik auch über obenerwähnten Fall oft zu Gericht gesessen und den Mann verurteilt, der einem Unwissenden mit solcher Frage kam.

So ganz unwissend war aber der Mann auch nicht; wenngleich er keine wissenschaftliche Hochschule besucht hatte, so hatte er dafür eine Leidensschule durchgemacht, und nachdem er auf so wunderbare Weise plötzlich aus derselben entlassen war, konnte er eine ebenfalls nicht unwichtige Frage recht gut beantworten:Eines weiß ich wohl, daß ich blind war, und bin nun sehend.

Kannst du das auch mit Wahrheit von dir selbst sagen? Dann weißt du etwas Großes, etwas Uebernatürliches, was man nie auf einer Universität lernen kann. Ja, eine Frage konnte der Mann antworten, bei welcher viele Professore der heutigen Wissenschaft durchfallen würden, die doch alle ohne Ausnahme blindgeboren sind und die erst sehend gemacht werden müssen von dem Manne, der Jesus heißt.

Diesen Namen hatte der Blindgeborne und Geheilte behalten, und weitere Erkenntnis kam ihm durch das Examen der Schriftgelehrten. Stand es bei ihm erst noch in Frage, ob Jesus etwa ein Sünder sei, so wurde es ihm bei weitern Fragen doch klar, daß Jesus kein Sünder sein könne, sondern von Gott gesandt sei, um solche Taten zu tun. Dieses harte Examen der Juden und seine Ausstoßung machten ihn fähig für eine weit wichtigere Frage, die Christus ihm selbst vorzulegen hatte: „Glaubst du an den Sohn Gottes?"

Nachdem er zuvor leiblich sehend gemacht worden war, sollte er nun geistlich mehr Augenlicht bekommen. Es war nicht genügend für ihn, zu wissen, daß Jesus kein Sünder sei, oder daß er etwa ein Prophet sei, der Christus heiße; der ihn sehend gemacht, will und muß ihm mehr sein, nämlich der Sohn Gottes. Ob er verstehen konnte oder nicht, daß Gott einen Sohn habe, kommt nicht in Betracht; sondern, ob er solches glaube. — Ohne viel Fragens wie heutzutage, ob es so etwas gebe, fällt er nieder und betet den Sohn Gottes an, nachdem Jesus sich selbst ihm so vorgestellt hat. Die Frage war also sehr nötig für den geheilten Mann selbst.

Weiter aber war die Frage eine höchst wichtige für die Juden. Jesus hatte diesen beinahe drei Jahre gepredigt und durch viele Wunder seine Sendung vom Vater nachgewiesen. Auf dem Laubhüttenfest (Kap. 7, 8) sprach er dann klar und deutlich über seine persönlichen Beziehungen als Sohn zum Vater, der ihn gesandt habe. Diese Frage war den Juden ganz besonders anstößig und ärgerlich; nichts desto weniger wurde sie von Christus wiederholt und offen ihnen vorgelegt, worüber auch sie, wie später der Blindgeborne, zu entscheiden hatten, was sie leider zu ihrem Verderben verneinend taten. „So ihr nicht glaubet, daß ich es sei, werdet ihr sterben in euren Sünden."

Schauen wir uns diese Frage noch für unsere Zeit näher an! Was hat diese mit unsere Zeit zu tun? Viel, sehr viel. Zum ersten ist dieser Jesus von Nazareth dem Geschlecht der Namenchristenheit nun bald lange genug gepredigt worden, und wie die Juden dort, so auch hier wird dem gegenwärtigen Geschlecht die Frage zur Entscheidung vorgelegt: „Wie dünket euch um Christo, weß Sohn ist er?" Und die unreinen Geister — sowohl die des Irrtums oder derIrrlehren wie die des Unglaubens — sitzen wieder über diesen Mann zu Gericht, nach ihrer Meinung aus eigenem Antriebe, infolge der großen Aufklärung, aber in Wahrheit ihnen selbst zur Strafe nach Gottes Plan und Absicht, 2. Thess. 2, 10 — 12.

Somit wird obige Frage für unser Geschlecht zur allgemeinen Frage: Glaubst du an den Sohn Gottes? Denn davon hängt schließlich doch nur unsere Erlösung von Sünden ab: Nur der Sohn Gottes, nicht aber ein Geschöpf kann meine Sünde tilgen. Und Prediger des Evangeliums sind heute mehr den je verantwortlich dafür, was sie diesem Geschlecht über die Person Christi sagen. Die Lehre von dem stellvertretenden Opfer und der Sohn Gottes, gehören zusammen, wie das schon in Joh. 3, 16 von dem Sohne Gottes selbst ausgedrückt wird.

Diese Frage wird aber ganz besonders zur persönlichen Frage: Glaubest du? Wenn dieser Sohn Gottes im Chor verleugnet wird, was sagst du von ihm? Was ist er dir? Jener Blindgeborne war ein Ausgestoßener; aber der Herr fand ihn und offenbarte sich ihm weiter in seiner göttlichen Person. Aber diese große Offenbarung hing an einer sehr großen Frage, die der Mann für sich zu beantworten hatte: Glaubst du an den Sohn Gottes? — Ob du dies verstehst oder nicht, tut nichts zur Sache, sondern ob du es glaubst.

„Er aber sprach: Herr, ich glaube, und betet ihn an." Und das ist's, was auch wir tun müssen, wenn anders er uns retten und selig machen soll. „Sie werden alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren." Aber den Sohnesleugnern gilt auch jetzt: „So ihr nicht glaubet, daß ich es sei, werdet ihr sterben in euren Sünden.

J. W. N.

Der Prediger des Evangeliums.

Richard Baxter, 1656.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Gemeinde die Lehre eines Mannes berücksichtigen werde, von dem sie sieht, daß er nicht lebt, wie er predigt. Sie wird annehmen, er denke nicht, wie er spricht, wenn er nicht lebt wie er spricht. Sie wird schwerlich einem Mann glauben, der seinen eigenen Worten nicht zu glauben scheint. Wenn einer euch auffordert, mit allen euren Kräften davon zu rennen, weil ein wildes Tier euch auf dem Fuße sei, und doch dabei seinen eigenen Schritt nicht beschleunigt, so werdet ihr ja denken, er rede nur im Scherze, und es sei in Wirklichkeit keine solche Gefahr vorhanden. So auch, wenn Prediger zu ihrer Gemeinde von der Notwendigkeit der Heiligung reden und ihr auseinander setzen, daß ohne dieselbe niemand den Herrn sehen könne, dabei aber selbst ungeheiligt bleiben, so denken die Leute, sie schwatzen nur, um die Stunde hinzubringen.

Ihr könnet eure Stimme lange gegen die Sünde erheben, ehe die Leute glauben, daß

sie wirklich etwas so Schlimmes und Gefährliches sei, als ihr saget, wenn sie sehen, daß ihr selbst ihr im Herzen hold und zugetan seid. Eher versuchet ihr sie, zu denken, daß etwas besonders Gutes an der Sünde sei, und daß ihr sie nur schmähet, wie Leckermäuler zuweilen wohl von ihrem Lieblingsgerichte Schlechtes sagen, nur es für sich allein zu behalten. Solange die Menschen ebenso gut Augen als Ohren haben, werden sie denken, sie sehen eure Meinung ebenso gut, als sie dieselbe hören, und sie sind geneigter, ihrem Gesichte zu glauben als ihrem Gehör, da jenes der vollkommenere Sinn ist.

Alles, was ein Prediger tut, ist eine Art Predigt. Wenn ihr daher ein geiziges oder leichtfertiges Leben führet, so predigt ihr euren Gemeinden diese Sünden. Wenn ihr euch dem Trunke ergebt, spielet und eure Zeit mit leerem Geschwätz zubringet, so nehmen sie es auf, als ob ihr ihnen sagtet: „Freunde, dies ist das Leben, das ihr alle führen möget; solchem könnt ihr euch alle ohne Gefahr hingeben!“ Wenn ihr gottlos seid und die Sünden eurer Hausgenossen und derer, mit welchen ihr Umgang habt, nicht bekämpfet, dem Strom ihrer eitlen Unterhaltung nicht eine bessere Wendung gebt, noch mit ihnen offen über ihre Seligkeit sprechet: so werden sie es aufnehmen, als ob ihr ihnen predigtet, daß sie getrost ebenso handeln können als ihr.

Ja, was noch schlimmer als dies alles ist, ihr lehret sie dadurch von andern übel denken, welche besser sind als ihr. Wie mancher Christ und Prediger wird um solcher willen, wie ihr seid, gehaßt und geschmäht! Was sagen die Leute zu ihnen? „Ihr seid so strenge, sprechet so viel von Bekehrung und Heiligung, und machet so viel Aufhebens von diesen Dingen, während dieser und jener Prediger, der doch ebenso gelehrt und beredt ist, wie ihr, munter und fröhlich mit uns ist und weder sich noch uns mit solchen Reden belästigt. Ihr machet mehr Lärm als nötig ist, und liebet es, durch das Reden von der Verdammnis die Leute in Schrecken zu setzen, während andere Prediger ruhig und friedlich mit uns leben.

Dies sind die Gedanken und Reden, wozu eure Nachlässigkeit die Menschen veranlaßt. Auf der Kanzel erlauben sie euch schon gegen ihre Sünden zu predigen und soviel ihr wollt von der Gottseligkeit zu sprechen, wenn ihr nur nachher sie in Ruhe lasset, munter mit ihnen seid, redet wie sie reden, lebet wie sie leben, und es im Wandel nicht gar so genau nehmt. Sie sehen nun einmal die Kanzel für eine Schaubühne an, für einen Ort, wo die Prediger auftreten und ihre Rolle spielen müssen, wo ihr eine Stunde lang Freiheit habet, zu sagen was ihr wollt. Was ihr daher auf der Kanzel sagt, beachten sie nicht, außer ihr zeiget ihnen, indem ihr es ihnen unter der Kanzel ins Angesicht wiederholet, daß es euer wahrer Ernst ist, und ihr wirklich sie damit meint.

Wird daher der viel ausrichten oder zum Diener Christi geeignet sein, der am Sonntage eine Stunde für ihn spricht, durch sein Leben aber die ganze Woche hindurch gegen ihn prediget und seine öffentliche Rede dadurch Lügen straft.

Und wenn auch einige aus der Gemeinde zu weise sind, als daß sie dem Beispiel solcher Prediger folgten, so wird doch im Ganzen die Anstößigkeit ihres Lebens die Wirkung ihrer Lehre im höchsten Grade schwächen. Wenn man auch weiß, daß eine Speise gut ist, so kann doch ein schwacher Magen Ekel dagegen bekommen, wenn der Koch oder der Diener, der es aufträgt, aussätzige, oder auch nur unreine Hände hat.

Habt daher acht auf euch selbst, wenn es euch irgend darum zu tun ist, andern Gutes zu erzeigen.

Endlich erwäget, ob der Erfolg eurer Bemühungen nicht auf dem Beistande und Segen des Herrn beruhet. Wo aber hat er Gottlosen eine Verheißung seines Beistandes u. Segens gegeben! Verheißt er gleich seiner Kirche sogar durch solche Segen, so verheißt er doch ihnen nichts dergleichen. Seinen treuen Dienern hat er versprochen. daß er bei ihnen sein und seinen Geist ihnen senden, und daß der Satan vor ihnen fallen werde wie ein Blitz vom Himmel. Aber wo findet sich eine solche Verheißung für gottlose Prediger. Ja, fordert ihr nicht durch eure Heuchelei und eure Untreue gegen Gott ihn heraus, euch zu verlassen und alle eure Anstrengungen wenigstens für euch selbst zunichte zu machen, obgleich er sie für eure Auserwählten segnen mag? Denn ich leugne nicht, daß Gott seiner Kirche auch durch Gottlose Gutes erzeigen kann, aber er tut es nicht so gewöhnlich und nicht in so hohem Grade, als durch seine Knechte. Was ich aber von den Gottlosen selbst gesagt habe, gilt auch von den Bekehrten, insofern dieselben noch Anstoß und Aergernis geben, oder sich Untreuen zuschulden kommen lassen — je nach dem Maße ihrer Sünde.—B.

Für neue Leser: Wer uns einen Dollar schickt, erhält dafür die „Mennonitische Rundschau“ von jetzt bis zum 1. Januar 1915. Mennonite Publishing House, Scottdale, Pa.

Die zwei Testamente.

„Also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum.“ Gal. 3, 24.

Es wäre nun eine herrliche und erfreuliche Sache, wenn wir, die wir bekennen, Christi Jünger zu sein; auf seinen Namen getauft und Glieder in der Gemeinde sind: uns in einem solchen Stande befänden, wie wir es in dem vorletzten Aufsatz geschildert haben, ähnlich wie in der Bibel zwischen dem Alten und dem Neuen Testament ein sehr merklicher Unterschied ist, wo es am Ende des Alten Testaments mit großen Buchstaben geschrieben steht: Ende des Alten Testaments.

Alsdann könnten wir sagen: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.“ 2. Kor. 5, 17. Dann dürfte uns Moses mit seinem Amt, das die Verdammnis predigt, das „Lebewohl“ sagen und mit seinem Wanderstab in der Hand auf immer von uns Abschied nehmen und auf das Gebirge Nebo, auf die Spitze des Berges Pisga gehen, um dort noch einen letzten Blick über das herrliche Land (den Gnadenstand) zu nehmen (mit seinen scharfen Augen, die nie dunkel geworden sind) und sich freuen über den herrlichen Gnadenstand, zu dessen Grenze er uns mit seinem „Du sollst“ gebracht hat, und dort bei dem Herrn sterben und sich von ihm begraben lassen.

Ja, wir dürfen mit Israel ihn noch dreißig Tage lang beweinen und ihm zur Ehre nachsagen, daß er sein Amt treulich ausgerichtet hat, „Und er verwaltete das Amt eines Königs, und hielt zusammen die Häupter des Volks samt den Stämmen Israel.“ 5. Mose 33, 5.

Hier gibt es auch eine Gelegenheit, über uns selbst nachzudenken und trauern, daß wir dem „Knecht Gottes“ so oft widerstrebt und sogar mit ihm gezankt und seiner treuen Führung, zu unserem eigenen Nachteil, nicht getraut haben.

Allein, mein lieber Leser, um aufrichtig zu sein: Müssen wir nicht gestehen, daß es sich ganz anders mit vielen von uns Alt-Amischen verhält? Müssen wir nicht lange nach unserer Taufe unter dem Gesetz des Zuchtmeisters gehalten werden? Warum ist dies so?

Es ist schon viel besser, mit Mose durch die wilde Wüste zu wandern, als im Diensthause Pharaos ein Sklave zu sein, so ist es schon besser, unter dem „Du sollst“ zu stehen und aus Furcht gehorchen, als ein Knecht der Sünde zu sein. Aber höre dort auf dem Berge die erschreckliche Stimme: „Du sollst!“ Horch, wie es donnert! Sehe die schwarze Wolke, und wie es blitzet! O, lasset uns nach Golgatha, aber nicht nach Aegypten fliehen! Es ist viel besser, beim Berg Sinai als in Aegypten zu sein, aber es ist noch tausendmal besser, in den höchen Grad der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes versetzt zu sein, welches wir schon in diesem Leben genießen dürfen, als bei Sinai zuweilen, allein bis wir dahin kommen, darf uns Mose nicht auf immer verlassen.

Bis wir dahin kommen, daß sich aus un-

serem Inneren ein sanftes Brausen „Ich will“ und „Herr deinen Willen tue ich gerne“ hören läßt, so lange muß Mose noch mit seinem „Du sollst“ in unserer Nähe weilen und zuweilen seinen Stab drohend gegen uns schütteln.

Es ist weit besser, noch eine Zeitlang unter dem „Zuchtmeister“ zu stehen, bis wir wachsen in der Erkenntnis, im Glauben, in der Liebe, in der Geduld und lernen aus Liebe zu unserem neuen Meister ihm gehorsam zu sein, als ein Knecht der Sünde zu bleiben. Joh. 6, 34. Alsdann, und **erst dann**, wenn wir diesen Stand erreicht haben, darf uns Mose, der treue Diener Gottes, nämlich das „Du sollst“ auf immer verlassen, er verläßt uns von selbst und wird von Gott begraben ohne daß wir wissen wo. — Denn „niemand hat sein Grab erfahren bis auf den heutigen Tag.“ 5. Mose 34, 6.

J. F. Schwartzendruber.
Kalona, Ja.
— Herold d. Wahrheit.

Den Herrn und sein Gesetz verlassen.

„Da aber das Königreich Rehabeams bestätigt und bekräftigt ward, verließ er das Gesetz des Herrn und ganz Israel mit ihm.“ 2. Chron. 12, 1.

So man einmal bestätigt und bekräftigt war und verläßt dann wiederum den Herrn und sein Gesetz, so sehen wir im zweiten Vers, was dann folgt. „Aber im fünften Jahr des Königs Rehabeam zog herauf Sisak, der König von Aegypten, wider Jerusalem, denn sie hatten sich versündigt wider den Herrn.“ Wodurch hatten sie sich versündigt? Nun, eben dadurch, daß sie den Herrn und sein Gesetz verlassen hatten. So geht es eben heute noch mit uns, seinen Kindern, wenn wir uns vom Herrn wenden, seinem Wort nicht mehr untertänig sind und Uebertreter seiner Gebote werden, so muß der liebe Gott mit der Zuchtrute hinter uns her sein, denn er kann nicht sehen, daß wir verderben. Darum wendet er auch so viele Mittel an, um seine abtrünnigen Kinder wieder herumzulenken vom Wege des Verderbens. Doch leider wird die Gnadenzeit von so vielen so eitel, unbedacht und gleichgiltig zugebracht als ob keine Gefahr wäre, um wieder zu verlieren, was wir einmal erlangt oder erarbeitet haben, und die Wachsamkeit, zu welcher uns der Herr doch so treulich ermahnte, wird vergessen. Doch der Herr erbarmt sich auch dann noch seiner abtrünnigen Kinder und sendet ihnen einen Propheten, ihnen ihren Zustand anzuzeigen und klar zu machen, wie wir im fünften Vers lesen: „Ihr habt mich verlassen, darum habe ich euch auch verlassen in Sisaks Hand.“ Wir sehen auch dann, daß es nicht vergeblich war, denn in Vers 6 lesen wir: „Da demütigten sich die Obersten in Israel mit dem Könige, und sprachen: „Der Herr ist gerecht.“ O, daß es doch auch jetzt noch so gehen möge, daß so uns der Herr unsern wahren Zustand ins Licht stellt, wir uns demütigen und ihm recht geben. So wir dies tun und ihm dann stille halten, so weiß er auch immer das Beste davon zu machen. Betrachten wir nun noch den siebten und achten Vers, wo wir lesen: „Als aber der Herr sah, daß sie sich demütigten, kam das Wort des Herrn wieder zum Propheten und sprach: Sie haben sich gedemütigt, darum will ich sie nicht verderben, sondern will ihnen ein wenig Errettung geben, daß mein Grimm nicht triefe auf Jerusalem durch Sisak. Doch sollen sie ihm untertan sein, daß sie inne werden, was es sei, mir zu dienen und den Königreichen in Landen dienen.“ O, warum denn nur ein wenig Errettung — daß sein Grimm nicht triefe auf Jerusalem, denn er wollte sie doch nicht gar verderben durch Sisak. Hier ist viel zu lernen. Lese ein jedes selbst noch dieses Kapitel für sich selbst. Auch im Propheten Jeremia lesen wir von der Abweichung des Volkes Gottes, besonders im 2. 3. und 4. Kapitel. Möchte aber hier nur auf einige Verse aufmerksam machen. Kap. 2, 13 sagt der Herr: Mein Volk tut eine zwiefache Sünde: Mich, die lebendige Quelle verlassen sie und machen hie und da ausgehauene Brunnen, die doch löchrig sind und kein Wasser geben.“ Solche Dinge, wie falsche Lehre, eigene Gerechtigkeit, selbsterwählte Geistlichkeit, und Demut der Engel sind leere Dinge, die keinen wahren Frieden noch Trost bringen, so wenig wie ein Brunnen, der kein Wasser hat. Man beachte noch besonders Vers 17—19, woselbst der Herr Israel bezeugt, daß die Schuld allein auf ihnen liegt, daß es nicht besser bestellt ist um sie. Aber auch hier will der Herr nicht nur die Sünde und Abweichung aufdecken, sondern auch wieder seine Barmherzigkeit auf Buße und Bekehrung verkünden, wie wir in Kap. 3, 12—19 lesen. So laßt uns dann noch Kap. 4, 1—4 beachten, wie der Herr da nochmals durch seine herzliche Barmherzigkeit ermahnt und sagt: Willst du dich, Israel, bekehren, so bekehre dich zu mir . . . . Pflüget ein neues, und säet nicht unter die Hecken.“ Beschneidet euch dem Herrn und tut weg die Vorhaut eures Herzens, ihr Männer in Juda und ihr Leute in Jerusalem, auf daß nicht mein Grimm ausfahre wie Feuer, und brenne, daß niemand löschen möge um eurer Bosheit willen.“ Würden sie seine Mahnung beachten und ihre Greuel wegtun von seinem Angesicht, so sollten sie nicht vertrieben werden, und die Heiden würden in ihm gesegnet werden und sich seiner rühmen.

J. J. Dyer in Heilsbote.

Es kann bei einer christlichen Gemeinde niemand als ein Bruder oder Schwester erkannt werden und an irgend einer christlichen Verordnung Teil haben, die nicht zuvor die christliche Taufe empfangen haben, welche die erste Verordnung und die Aufnahme in die christliche Gemeinschaft ist, womit man sich unterwirft und verpflichtet, alle Gebote und Verordnungen Gottes zu halten. —Märtyrer Spiegel, S. 323, 1. Teil.

Hier ist Geduld der Heiligen.

Cary war sieben Jahre in Indien, ehe er den Erstling taufen konnte. Judson brachte sechs Jahre zu, bis der erste Birmane ein Christ wurde. Morrison landete 1807 in Kanton, 1814 taufte er den ersten Chinesen. Marsden arbeitete siebzen Jahre in Neuseeland, bis er einen bekehrt hatte. Die Telugumission der amerikanischen Baptisten hatte drei Jahre lang so geringen Erfolg, daß man daran dachte, sie aufzugeben. Vieles, was in der Apostolischen Zeit an günstigen Vorbereitungen vorhanden war, fehlt heute. Die Missionare haben das langsame Tempo meist voraus gesehen. Als Judson drei Jahre in Rangun war, schrieb er: „Wenn man fragt, welchen Erfolg ich unter den Eingeborenen habe, so sagt den Leuten, sie sollen nach Tahiti sehen, wo die Missionare zwanzig Jahre arbeiteten, und ohne den geringsten Erfolg, wo sie von der heidnischen Welt verachtet wurden, und man sich des Namens Tahiti in der Mission zu schämen begann. Oder laßt sie nach Bengalen blicken, wo Dr. Thomas siebzehn Jahre gearbeitet hat, ehe der erste Konvertit getauft wurde. Wenn erst die ersten Bekehrten da sind, dann wird es vorangehen; aber es braucht viel längere Zeit, als ich bisher gehabt habe, um den ersten Eindruck auf ein heidnisches Volk zu machen.“

— Zionspilger.

Eigene Kraft.

Jemand klagte einst dem alten Bischof Spangenberg, daß es ihm schwer werde, in eine persönliche Gemeinschaft mit dem Herrn zu treten, worauf der fromme Greis ihm folgendes erzählte: „Als ich einmal in Amerika einen guten Teil des Weges in einem Boote machen mußte und dem Mann, der mich fuhr und zugleich fischte, zusah, bemerkte ich, daß er einen großen Hecht an seiner Schnur hatte, und daß er ihn bald auf-, bald niederließ, ihn näher herbeizog, bald weiter von sich gehen ließ, und so lange Zeit mit ihm verfuhr. „Wozu das?“ fragte ich ihn. — „Der Fisch ist noch zu stark; ziehe ich ihn in seiner Kraft auf einmal an mich, so zerreißt die Schnur, daran ich ihn halte; aber nach und nach, in eigener Anstrengung ermüdet, bekomme ich ihn gewiß.“ — Da dachte ich: „Muß es der Heiland nicht auch oft so mit uns machen, weil wir noch zu viel eigenes Leben haben, ihm noch zu stark sind? — und, fügte er hinzu, macht er es mit Ihnen nicht so?“

Zur Allgemeinen Konferenz am 13. bis 15. August d. J. in Rudnerweide.

Die ministerielle Erlaubnis zum Abhalten der Allgemeinen Konferenz in Rudnerweide ist am 12. Juli 1913 unter No. 6798 erfolgt und hatte ich heute Gelegenheit, in der hiesigen Kreispolizei in das betreffende Dokument Einsicht zu nehmen. In der Zuschrift wird ausdrücklich betont, daß nur Vertreter der Mennonitengemeinden Rußlands an der Versammlung Teil nehmen dürfen und daß dieselbe in voller Uebereinstimmung mit den am 31. März 1910 herausgegebenen Regeln zu stehen haben. — Der zweite Teil der Frage 6 des Programms, „Beratung anderer Regeln der innern Gemeindeeinrichtung, laufende Fragen" — ist vom Programm zu streichen, weil die Angaben zu unbestimmt gehalten sind; ebenso ist das Abhalten des Gottesdienstes, das Singen von Kirchenliedern und Halten von Gebeten während der Konferenz, weil den Regeln vom 31. März widersprechend, zu streichen. — Die deutsche Sprache für Referate und Debatten wird als Ausnahme gestattet, jedoch mit der unerläßlichen Bedingung, daß alle Protokolle in der Reichssprache abgefaßt werden und daß der Vorsitzende genügend die russische Sprache beherrsche und die Pflicht hat, dem anwesenden Vertreter der Regierung auf dessen Wunsch Aufklärung über Referate und Debatten zu geben.

Als Vertreter der Regierung wird der stellvertretende Geschäftsführer der Gouvernementsverwaltung Herr Malz anwesend sein.

Soweit die ministerielle Zuschrift.

In den Regeln vom 31. März 1910 werden „geschäftliche" und „religiöse" Konferenzen aufs genaueste unterschieden. Unsere Anmerkung nun zum Programm der Konferenz, daß die Konferenz durch einen feierlichen Gottesdienst eröffnet und geschlossen wird, sowie alle Sitzungen mit Gesang und Gebet begonnen und beendet werden, findet die Regierung als im Widerspruch mit obigen Regeln stehend. — Da solches ja von uns nicht beabsichtigt wird, wir uns den Beginn so einer wichtigen Arbeit nicht gut ohne gemeinsamen Aufblick zu Gott denken können, so haben wir uns diesbezüglich nochmals mit einem Gesuch an den Herrn Minister gewendet, vielleicht, daß man auch in diesem Stücke uns noch entgegenkommt.

Berdjansk, 26. Juli.

D. Epp.
(Botschafter).

„Das bißchen Haushalt."

Er war ein seltsamer Kerl. Seine Frau arbeitete fleißig und jedermann wußte, daß sie die beste Hausfrau in der ganzen Gegend war.

Er konnte aber nicht zu Hause sein ohne zu nörgeln. Mußte er fünf Minuten auf sein Mittagessen warten, dann war auch „nie etwas in Ordnung"; war das Essen ein Paar Minuten eher fertig, dann schalt er, daß es zu weich gemacht war, „der ganze Schmack ist weg". War seine Frau zu sehr beschäftigt, so daß sie nicht zu ihm plaudern konnte, so war sie „mürrisch". Wollte sie ihm etwas erzählen, so ging ihr der Mund „wie ein Mühlrad". Nie konnte sie ihm etwas recht machen.

„Ich muß den ganzen Tag arbeiten, das geht vom Morgen bis zum Abend, und du hast weiter nichts zu tun, als das bischen Haushalt in Ordnung zu halten und Essen zu kochen. Das ist gar nichts."

Er war taub, wenn sie ihm erzählte, daß sie die Kinder versorgen, das Vieh füttern, die Wäsche besorgen, und den Garten in Ordnung halten müsse. Das war „gar nichts" und hielt keinen Vergleich mit dem aus, was er tun mußte.

Eines Abends, es war in der Heuernte, nörgelte er mehr denn je und meinte, sie sollten eigentlich mit einander tauschen. Doch war er sehr verwundert, als sie zustimmte. Sie war vor ihrer Heirat bekannt dafür gewesen, daß sie beim Heuen viel leistete, so wollte sie ins Heu gehen und er sollte zuhause bleiben und auf die Wirtschaft und die Kinder aufpassen. Er hatte den Wunsch schon oft geäußert und konnte nichts dagegen einwenden. Sie besprachen die Sache, und da die Wiese nicht weit vom Hause lag, sollte sie zum Essen heim kommen. Es wurde bald zwölf Uhr am andern Tag, und die Frau kam zwar sonnenverbrannt, aber doch sehr vergnügt heim.

Sie war verwundert, als sie statt das Mittagessen auf dem Tisch zu sehen, den Herd kalt und die Küche überschwemmt fand. Er hatte Suppe kochen sollen, aber die zu fette Suppe war übergekocht, das Fett war in das Feuer gekommen und die natürliche Folge war ein Brand im Schornstein. Bei seinem eifrigen Hin- und Herlaufen, um Wasser zum Löschen heranzubringen, hatte er die Gartentür weit offen stehen lassen. Die Gelegenheit hatten sich die Ferkel, die er zu füttern vergessen hatte, zunütze gemacht, und zwei hatten sich am Grünen gütlich getan, das dritte aber war in das offene Wasserloch gefallen. Dem ältesten Jungen hatte ein wandernder Zigeuner einen Pfennig geschenkt, dafür hatte er ihm den Legestall der Hühner gezeigt. Der Zigeuner war mit allen Eiern und sechs von den schönsten Hühnern entgangen. Die Kuh war aus dem Stall gelaufen und war vom Flurwächter wieder eingefangen worden, der natürlich auch für seine Mühe entschädigt werden mußte.

Die Waschfässer, die morgens voll Wäsche gestanden hatten, waren leer. Ihr Mann hatte einmal gehört, daß nichts so gut sei, einen Schornsteinbrand zu löschen wie nasse Lappen, und so hatte er aus den Fässern die Wäsche herausgerissen und zum Ausfüllen des Schornsteins benutzt. Selbstverständlich war sie durch Feuer und Ruß ganz und gar unbrauchbar geworden.

Die wahre Ursache von dem Unglück war, daß der Mann ein Gläschen Bier sehr liebte und in den Keller gestiegen war, um sich ein Glas abzuzapfen. Aus dem einen Glas wurden einige Gläser, bis er plötzlich die Kinder schreien hörte, der Schornstein brenne. In der Eile, mit der er nach oben stürzte, vergaß er den Hahn zu schließen, so daß das ganze Faß auslief. Als die Frau kam, war es leer. Sie schalt darüber nicht, war im Gegenteil froh, unangenehm war es nur, daß die Katze den Weg in den Keller gefunden und die Sahne ausgetrunken hatte. Auch der Hund war unten gewesen und hatte sich mit einem großen Stück Fleisch davon gemacht, er hatte den Butterkübel umgestoßen und so schwamm die Butter im Bier.

Die Kinder waren ebenfalls ohne Aufsicht geblieben, und waren zu den Bienen gelaufen und hatten die Körbe umgestürzt. Die Bienen hatten sich gewehrt und die Kinder gestochen, aber der Honig war ausgelaufen. Aus Angst vor dem Brand waren die Tauben weggeflogen und nicht mehr zurückgekommen.

So fand die Frau das Haus wieder, das sie in so gutem Zustand verlassen hatte. Doch sie schalt nicht, sondern behielt ihre gute Laune. der Mann sprach kein Wort, sondern seufzte nur, nahm seine Heugabel und ging auf die Wiese.

Als er Abends wiederkam, war alles aufgeräumt und in Ordnung. Nur das Ferkel und die Tauben fehlten, ebenso die Hühner, die der Zigeuner mitgenommen hatte. Mit fröhlichem Lachen kam ihm seine Frau entgegen.

Man hörte ihn nie wieder grummen, Ruhe und Frieden zogen ins Haus ein.

Da ich selbst nicht dabei war, kann ich

nicht verbürgen, daß sich alles genau so zugetragen hat, wie oben erzählt wurde; möglich ist es schon, und jedenfalls tun die Ehemänner gut, auf die Probe eines solchen Tausches mit den Ehefrauen zu verzichten und ihrer haushälterischen Tätigkeit von nun an mehr Anerkennung zu zollen.

— Aus einem Kalender.

Speisen für Kranke.

Die Diät hat mehr Einfluß auf den Zustand der Kranken als der Gesunden; sie sollte stets von dem Arzt vorgeschrieben werden. Doch ist der Kranke oft nicht so schwach, daß er einen Arzt rufen müßte; er soll aber doch in seiner Diät beschränkt werden. Daher mögen hier einige Rezepte folgen, die nicht allgemein bekannt sind.

Für Schwerkranke soll gewöhnlich nur flüssige Nahrung bereitet werden; der Zweck ist, die Verdauungsorgane so wenig wie möglich anzustrengen und nichts in den Körper einzuführen, was die Organe unnötig belastet; denn diese arbeiten schon auf das äußerste, um das durch die Krankheit verursachte Gift zu entfernen. Aus diesem Grunde sollen Fleischspeisen gar nichtin Betracht kommen.

Wenn man Kulturen von Typhuskeimen züchten will, so benutzt man dazu Bouillon. Soll man nun einem Typhuskranken eine Nahrung bieten, die das Wachstum von Keimen fördert? Es gibt im Pflanzenreich für Kranke viel Besseres, als Fleischnahrung ist.

Flüssige Nahrung ist besonders für akute Zustände angezeigt, die Zeit ihrer Benutzung ist beschränkt. Unter flüssiger Nahrung sind die verschiedenen Getreideschleime die bekanntesten.

Reisschleim soll eine Stunde kochen; Maismehl zwei Stunden; gequetschter Hafer 4 — 5 Stunden; Hafergrütze 4 — 6 Stunden; Perlgerste 4 — 6 Stunden. Viele der hier erwähnten Schleime werden aus Getreide hergestellt, das schon gekocht ist, und erfordern kein so langes Kochen.

Arrowroot-Schleim. Einen Dessertlöffel voll Arrowroot, eine Tasse Wasser, etwas Salz und Zucker nach Geschmack. Man verrühre das Arrowroot mit wenig kaltem Wasser ganz glatt, rühre dies dann in eine Tasse kochendes Wasser und füge Salz und Zucker nach Geschmack hinzu. Man kann es auch mit Milch anstatt Wasser kochen. Am schmackhaftesten stellt man es her mit Fruchtsaft statt mit Wasser oder Milch.

Schleim von geschrotetem Weizen. Man lege ein Biskuit aus geschrotetem Weizen in eine Pfanne, bedecke es mit kochendem Wasser und koche es etwa eine halbe Stunde, rühre es durch ein feines Sieb, salze nach Geschmack, füge nach Wunsch Milch oder Sahne hinzu; es schmeckt aber auch ohne Milch gut.

Schleim aus braunem Maismehl. Man bräune Maismehl im Ofen und füge dann langsam kochendes Wasser bei, bis es die richtige Dicke hat, und salze nachGeschmack. Oder man kann es auch ganz dick kochen und dann mit Milch verdünnen.

Mehlschleim. Man koche in einem Tuch zwei Tassen Mehl 6 — 8 Stunden lang; dann nehme man es heraus und trockne es; davon reibe man dann nach Bedarf ab. Ein Eßlöffel voll davon wird mit einer Tasse Wasser gekocht; Milch und Salz nach Geschmack.

Kastianengetränk. Man ziehe vier Kastianen ab und reibe sie ganz fein, koche sie in zwei Tassen Wasser zwei Stunden lang, lasse das Wasser durch ein Sieb laufen und salze etwas.

Manche werden ja bei dem Gedanken an Gemüsesuppe oder -Brühe für dieKranken die Hände im Schrecken zusammenschlagen. Wenn sie aber richtig gemacht wird, so wird das Schädliche der Gemüse — die Zellulose — den Kranken nicht gegeben. Durch den langsamen Kochprozeß werden die nährenden Bestandteile erhalten und Gemüsebouillon hält das Blut alkalisch, so daß es besser die Krankheit bestehen kann.

Gemüsebouillon. Zwei Tassen zerschnittene Sellerie, eine Tasse zerschnittene Karotten, ein Tasse zerschnittene weiße Rüben oder Steckrüben, eine Tasse geschnittene Kartoffeln, 3 bis 4 Stengel Petersilie und 1½ Quart kaltes Wasser. Dies lasse man 3 — 4 Stunden ganz langsam kochen, so daß es nicht zum wallenden Kochen kommt. Dann gieße man das Wasser ab und salze nach Geschmack. Etwas Sahne verbessert den Geschmack; auch läßt man gern ein wenig Reis in der Brühe kochen.

Dankbarkeit.

Aus seinen Lebenserfahrungen erzählt der „Theekönig" Sir Thomas Lipton eine nachdenkliche Geschichte. „Als ich mein Geschäft anfing", so plaudert er, "da war ich blutarm und brauchte jeden Pfennig den ich verdiente, um mein kleines Geschäft auszudehnen. Als einzige Hilfe hatte ich einen jungen vierzehnjährigen Burschen. Eines Montags morgen kommt der Junge ganz betrübt ins Geschäft und macht so traurige Augen, daß ich ihn frage, was denn los sei." „Ach," sagt er schluchzend, „ich habe keinen Anzug, in dem ich in die Kirche gehen könnte, Sir. Mein alter ist schon zu schlecht und einen neuen kann ich mir nicht kaufen, weil mein Vater todt ist und ich mit meinem Gehalt der Mutter helfen muß, die Miethe zu bezahlen." Die Sache ging mir durch den Kopf; ich dachte hin und her, und endlich brachte ich mühsam so viel von meinem schwer verdienten Geld zusammen, um dem Jungen einen guten, warmen Anzug zu kaufen. Glückstrahlend zog er abends ab. Aber am nächsten Tage kam er nicht wieder und den nächsten auch nicht. Ich wartete noch einen Tag, und als ich auch da nichts von ihm hörte, ging ich nach Geschäftsschluß in seine Wohnung, um zu hören, was denn geschehen sei. Ich traf nur die Mutter an, eine würdig aussehende Matrone. „Ja, sehen Sie, lieber Herr," sagte die Mutter auf meine Frage nach dem Jungen. „Robert sieht jetzt in seinem neuen Anzug, dank Ihrer Güte, so anständig aus, daß wir dachten, er sollte lieber mal ein bißchen durch die Stadt gehen und zusehen, ob er nicht eine besser bezahlte Stellung finden könnte."

Die Lüge.

Ein Mann, der unter den deutschen Gelehrten einen ehrenvollen Namen erlangt hat, erzählt in seiner Lebensbeschreibung folgendes: „Als Knabe von fünf bis sechs Jahren war ich eines Tages mit meiner Schwester bei einem Hausfreunde. Ich sprach dort, wie Kinder zu tun pflegen, ziemlich viel und überschritt dabei die Grenze der Wahrheit. Auf der Stelle strafte mich mein Gewissen, jedoch mein Stolz erlaubte mir nicht, die Lüge zu widerrufen. Nach Hause zurückgekehrt, war ich ängstlich und wollte nicht allein sein.Auf die Frage der Eltern, was mir fehle, gab ich keine Antwort, auch mochte ich nicht essen. Als ich endlich zu Bett gebracht worden war, ließ ich meine Mutter zu mir kommen und bat sie angstgequält, sie möge mich noch einmal zu der Familie gehen lassen. Sie erlaubte es. Als ich nun hinkam und wiederrief, war all meine Angst plötzlich verschwunden! Ich empfand aber in jener Stunde, daß ein Lügner ein abscheulicher Mensch sei und nahm mir fest vor, in allen Lagen meines Lebens rückhaltlos wahr zu sein."

Vereinigte Staaten

Kansas.

Inman, Kansas, den 25. August 1913. Werter Editor und Leser der Rundschau! Ich will noch einmal der Rundschau etwas mit auf den Weg geben, veranlaßt durch den Aufsatz in No. 14, von dem lieben Onkel Jakob Enns, Tiegenhof, Warum ich in meinem letzten Bericht nicht Sie erwähnte, weiß ich nicht. Ich war damals überhaupt nicht zum Schreiben aufgelegt, fühlte aber doch die Pflicht, an Vetter Peter Bärgman, Ladekopp, zu schreiben. Wir lasen ja auch von dir, lieber Peter, in No. 14 der Rundschau und danken auch dafür, daß du unser gedenkst. Ja, unser Bestreben ist es auch, uns dort an jenem heimatlichen Ufer zu treffen. So sei auch du mit deiner Familie von uns gegrüßt!

Nun noch wieder zurück zum Onkel samt Familie. Es war mir besonders interessant, einmal einen Aufsatz von Ihnen zu lesen, besonders den, wo Sie von der Rempelsfamilie manches berichten. Ich schrieb darauf auch an Sie durch die Rundschau. Da kam aber lange kein Aufsatz von Ihnen und nachher haben Sie doch wohl davon vergessen, daß ich schon sagte: Der liebe Onkel ist dochwohl krank.

Ja, ja, wir sind schon 39 Jahre in Amerika (mein Mann kam zwei Jahre später), und die Gedanken gehen oft zurück und halten bei Freunden und Bekannten an. Im Dorf Klippenfeld gehe ich noch oft im Geist von Haus zu Haus. Aber es läßt sich von dort niemand hören. Ob da schon keiner mehr ist, der sich an die Jakob Pauls Familie erinnert? Ich bin Jakob Pauls Tochter Eva. Da ist auch wohl ein Abr. Ennß, über den mein Mann Onkel ist?

Wir lasen kürzlich einen Aufsatz in der Rundschau von Gerhard Ennß, Orenburg; euch wird mein Mann einen Brief schreiben.

Gesund sind wir jetzt samt Familie, dem Herrn sei Dank. Sohn Jakob brach sich am 8. Juli den Arm dreimal entzwei. Es war sehr schwer für sie, weil es eben sehr drocke Zeit war. Es bessert jetzt langsam. Tochter Eva ist in Chicago in der Mission bei Geschw. Abraham F. Wienßen. Sie ist behilflich im Werk des Herrn. Es geht ihr auch gut. Den Kindern Johann Ennßen starb ihr acht Monate altes Töchterlein an einer Karbunkel und Sommerkrankheit. Die letztere Krankheit hat ziemlich unter den Kindern geherrscht.

Die Witterung ist noch immer heiß und trocken. Der Weizen war mittelmäßig; Hafer wenig. Das Korn ist meistens zu Futter geschnitten.

So grüße ich den siebzigjährigen Onkel E. noch mit Psl. 62, 2. Einen herzlichen Gruß an alle Freunde und dem Editor von

Johann und Eva Enns.

Oklahoma.

Isabella, Oklahoma, den 25. August 1913. Werter Editor und Leser! Ich will versuchen, auch von hier einiges mitzuteilen. Es ist auch hier noch immer heiß und trocken; es fehlt sehr nothwendig Regen. Es war wohl noch nie seit unseres Hierseins so lange trocken wie dieses Mal. Wir haben schon seit dem letzten Teil des Juni keinen gehörigen Regen gehabt; daher ist auch die Cornernte gänzlich fehlgeschlagen. Auch die Haferernte war sehr schwach. Weizen hat es von 8 bis 20 Buschel gegeben.

Doch trotz der großen Hitze ist der Gesundheitszustand ziemlich gut. Man hört nichts von Krankheit. Es ist uns das ein Wunder und wir sind dem Herrn sehr dankbar dafür.

Donnerstag wurde Heinrich W. Köhn von der Holdemans Kirche aus begraben. Er hat früher in dieser Gegend gewohnt, doch letztes Frühjahr zog er in die Nähe von Chickasha, Oklahoma, wo er den 19. August an seinem 55sten Geburtstag starb. Freund Köhn war dreimal in seinem Leben verheiratet. Er hinterläßt seine dritte Frau und eine Anzahl Kinder, seinen Tod zu betrauern. Seine Kinder J. A. Köhn von Harrell, Texas, die zu dem Begräbnis ihres Vaters kamen, machten die traurige Erfahrung, daß ihr kleines Kind von elf Monaten auf der Reise erkrankte und schon in der ersten Nacht starb. Es wurde auf demselben Kirchhof begraben, wo sein Großvater am Tage vorher begraben worden war. Der Herr tröste die Hinterbliebenen!

Letzte Woche wurde östlich von hier ein Jüngling von 18 Jahren der ein schweres Verbrechen an einem jungen Mädchen begangen hatte, arrettiert, und da wir kein sicheres Gefängnis in Major Co. haben, so wurde er nach Enid in's Gefängnis gebracht. Seine Mutter, die ihn dorthin begleitete und zusehen mußte, wie ihr Sohn ins Gefängnis gesteckt wurde, fiel am darauf folgenden Tage am Herz gebrochen tot nieder und mußte begraben werden. O was bringt die Sünde nicht alles zuwege!

Geschwister Wm. Bergs, nordwestlich von Fairview, laden heute eine Car und gedenken morgen nach Inola, Oklahoma, abzufahren, wo sie für die Zukunft ihr Heim aufzuschlagen gedenken. Möge Gottes Segen sie begleiten! Dagegen sind vor etlichen Wochen Geschwister John Körbers und John Ratzlaffs von dort hierher zurück gekommen. Sie waren kaum ein Jahr dort. So geht es in der Welt: Sie zogen hin und her; ihr Kreuz war immer schwer.

Aeltester P. P. Rempelvon Hillsboro Kansas, weilte letzte Woche einige Tage unter uns und war uns zum Segen. Auch Professor H. W. Lohrenz von Tabor Kollege, Hillsboro, besuchte uns hier auf einige Tage.

M. M. Just.

Canada.

Saskatchewan.

Great Deer Sask., den 29. Juni 1913. (Wahrscheinlich ist der Bericht viel später auf die Post gegebe nworden, oder er hat lange unterwegs zugebracht).

Weil von hier so wenig in der Rundschau erscheint, so will ich einen kleinen Bericht einsenden.

Endlich haben wir hier im nördlichen Saskatchewan auch wieder Sommer. Alles prangt in vollem Grün; auch das wilde Obst, als Erd- und Himbeeren usw. und Kirschen hat auch sehr geblüht. Das Getreide sieht vielversprechend aus, denn wir haben schon mehrere schöne Regenschauer bekommen. Die Mücken sind auch wieder zahlreich erschienen, denn hier muß ein jeder fleißig sein, wenn er zum Winter fertig werden will.

Wenn man so liest von California, daß alles grünt und blüht, in der Zeit, wo wir uns hier bemühen, den Ofen warm zu halten, dann denkt man zuweilen: Ach, das muß doch so ein Paradies sein! Doch, wir können ja nicht alle in Californien sein.

Nun muß ich noch über das Meer nach Rußland, wo wir noch viele Freunde haben, sowohl von meiner, als auch von meiner Frau Seite. Meine Frau ist eine Maria Unrau, Tochter von Peter A. Unrau, welcher letztes Jahr mehrere Korrespondenzen in der Rundschau schrieb. Die Mutter war eine Judith Klassen. Sie starb im Jahre 1910, im Februar. Von meiner Seite sind da auch zwei Onkel, nämlich Johann und Abraham Letkemann. Ich

weiß aber nicht die Namen der Dörfer, wo sie wohnen. Wir möchten gern etwas von euch hören, oder von euren Kindern, unsern Vettern und Nichten.

Später: Schreibt alle einmal Briefe an uns; unsere Adresse ist unten angegeben. Wir haben gegenwärtig die Ernte vor der Tür. Hier in Saskatchewan ist diesen Sommer viel Hagel gefallen und viel Getreide zerschlagen.

Wir hatten hier auch eine Hochzeit. Die Glücklichen sind Johann Heppner und Maria Reimer. Der Gesundheitszustand läßt hier nichts zu wünschen übrig, außer daß unter den Kleinen stellenweise die Masern vorkommen; vereinzelt soll auch Scharlach vorkommen.

Noch einen Gruß an alle Freunde in Rußland, sowohl als in Amerika.

Johann u. Maria Letkemann.

Rußland.

Petrowka, St. Ißilj-Kulj, Sibirien, den 1. August. Ein herzlicher Gruß an Editor und Lesern! Ich will mal versuchen, einen Bericht von hier einzusenden. Mir geht es so, wie auch den meisten Lesern, ich suche zuerst die Rundschau durch nach Berichten von Freunden und Bekannten, aber selten findet man etwas von Pettybone, N. Dak., von Onkel und Tante Ch. Gottfried. Ihren Bericht in No. 2 der Rundschau haben wir gelesen und sehen daraus, daß Sie noch am Leben sind. Wir wünschen Ihnen, wie auch Ihren Kindern das beste Wohlergehen an Leib und Seele. Ich will Ihnen einmal einen Lebensbericht von unserer Familie schicken.

Mama wohnt mit allen Kindern in einem Dorf, außer zwei Söhnen. Wir, die wir noch am Leben sind, sind elf Geschwister: sieben Brüder und vier Schwestern. Vier Brüder und drei Schwestern sind verheiratet. Br. Peter ist verehelicht mit Katharina Warkentin, Friedensfeld, von Sagradowka. Sie haben drei Kinder: Peter, Jakob und Hans. Br. Kornelius ist mit Sarah Dorksen verheiratet. Sie haben sieben Kinder: Peter, Hans, Tine, Lena, Kornelius, Ließa und Heinrich. Br. Heinrich ist verheiratet mit Aganetha Geddert. Sie haben zwei Kinder: Tina und Nussa. Abraham verheiratet mit Aganetha Harder, Friedensfeld, Südrußland, hat zwei Kinder: Peter und Abraham. Schwester Anna mit Johann Geddert verheiratet, haben fünf Kinder: Anna, Tina, Hans, Peter und Heinrich. Katharina verheiratet mit Peter Doerksen, hat sieben Kinder: Anna, Tine Gerhard, Peter, Heinrich Ließa und Hans. Ließa verheiratet mit Kornelius Warkentin von Friedensfeld, Sagradowka, haben ein Tienchen.

Br. Johann fuhr den 31. Juli ab nach Deutschland, zu lernen als Missionar, und Br. Jakob muß im Herbst zur Losung. Gerhard geht in Omski Post zur Zentralschule. Er ist der Jüngste und ich die Zweitjüngste.

Schwester Helena, Frau Peter Teichrieb, starb den 27. Juli 1912. Sie hatte nur einen Sohn Peter und der ist ihr vorangegangen.

Hier fangen die Leute schon an zu mähen. Es ist nur sehr schül. Noch einen herzlichen Gruß an alle, die sich unser erinnern.

Maria Sperling.

Memriker Ansiedlung., Dorf Ljessowka, den 25. Juli. Das Mähen wurde hier den 18. Juli beendigt und dann ging das Dreschen los. Während des Mähens drohte fortwährend der Regen, und doch gab es nur kleine Unterbrechungen, und wurde alles ziemlich schnell beendigt. Doch hatten wir den 20. einen großen Platzregen mit starkem Sturm, auch ziemlich Hagel, so daß das Obst an den Bäumen beulig geschlagen wurde. In einem Garten wurden neun und einhalb Pud Kirschen aufgelesen, welche bei dem Unwetter abgeschlagen und die das Wasser zusammengeschwemmt hatte. Aepfel und Birnen waren auch sehr viel abgeschlagen. Den 21. wieder großer Regen, aber ohne Sturm. Dann wurden den 22. — 23. Kopitzen zurechtgemacht und gedroschen, bis heute der Regen wieder Versäumnis brachte. Das Dreschen war trotz ziemlicher Hitze in diesen Tagen eigentlich nur ein Ausquälen, denn Stroh und Korn sind nicht trocken. Vom Ergebnis kann ich noch nichts berichten. In der Brache war der Weizen gut, doch war stellenweise viel Brand. Das im Herbst Gepflügte war sehr gemischt mit Flughafer, das im Stoppelland Gesäete hatte viel Unkraut, besonders die rotköpfige Distel, und ist solches darunter, welches höchstens die Aussaat gebe mwird. Mais stellemweise sehr gut. Bastan nicht gut und sehr spät . Obst ist in Gärten mittelmäßig, hat auch gute Preise. Kirschen bis zwei Rubel, Aepfel bis 1 R. 50 fürs Pud. Gesundheit, Gott sei Dank, gut. Ein Leser.

Tiegenhof. Wir fingen den 27. Juni an Getreide zu mähen, alles mit dem Binder gebunden. So Gott will, gedenken wir heute den 29. Juli, trotz der Versäumnisse durch viele und sehr große Regen, das Dreschen zu beendigen. Ergebnis ist folgendes: Roggen 90, Winterweizen 110, Gerste 140 und Hafer 140 P. per Dess. Preise gegenwärtig: Roggen 70 Kop., Weizen 1 Rubel, Gerste 65 K., Hafer 60 Kop. per Pud. Der Herr, unser Gott, segnet wieder überreichlich. Welschkorn und Kartoffeln sehr viel. Bastan doch wohl gar nicht.

Jakob Enns.

Nikolaipol, Jasykowo. Neulich besichtigte Prediger Buchman von Ostheim hier die Zentralschule und das Pensionat mit allen Einrichtungen, da man dort eine ähnliche Schule bauen will. Die Statuten des Schulvereins sind schon von der Obrigkeit bestätigt und 30,000 Rubel zum Bau gezeichnet. Ostheim ist eine separierte evangelische Gemeinde im Dongebiet, hat Post- und Telegraphenstation und ist Mittelpunkt der deutschen Ansiedlung der Umgegend.

Meister D. Kröger vom Rosental war hier, seine Motore zu untersuchen. Als er auf der Tenne des J. Nickel in Warwarowka den Motor in Tätigkeit setzen wollte, explodierte beim Anzünden das Spiritusgefäß. Die brennende Flüssigkeit traf K. auf die Brust und ins Gesicht und brachte ihm schmerzliche Brandwunden bei. Nach Linderung der heftigen Schmerzen fuhr K. sogleich nach Hause, ohne die anderen Motore seiner Fabrik gesehen zu haben. — —

Orenburg, den 22. Juli. Heute hat Petrowka zum Kirchbau in Djejewka die ersten gebrannten Ziegelsteine von der Ziegelei gebracht. Die Arbeit leisten die 14 Dörfer gemeinschaftlich. Den Bau der Kirche, wie alle Arbeiten, leistet eine Kommission mit der größten Umsicht. Die Bestätigung zum Kirchbau haben wir bereits erhalten und gehen jetzt freudig an unsere Arbeit. Der Herr helfe uns und segne sie. F.

Der Botschafter.

Die Jugend ist die Zeit der Saat,
Das Alter ist die Zeit der Ernte;
Wer jung nicht, was er sollte, tat,
Zu spät, zu spät mit Reu es lernte.

— S.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.
Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.
Erscheint jeden Mittwoch.
Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.
Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:
C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA
U. S. A.
Scottdale, Pa., 10. September 1913.

— Mit der nächsten Nummer hoffen wir eine neue Erzählung mit der Ueberschrift „Der Jesuit" zu beginnen. Sie entstammt der Feder der Verfasserin von „Der Krüppel von Nürnberg," welche Erzählung währnd des Jahres 1912 in fortlaufenden Nummern in der Rundschau erschien . Diesmal führt uns die Erzählerin nach Rom, dem Sitz der päpstlichen Macht, und schildert uns, wie und mit welchen Mitteln die katholische Kirche arbeitet, um Seelen in ihre Netze zu lokken und die, welche einmal hineingelockt sind, darin festzuhalten weiß. Man sieht, es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dieser Seelenfängerei und dem „Menschenfischen," zu welchem einst Petrus und seine Gesellen vom Herrn berufen wurden.

In Rußland hat sich ein siebzigjähriger Vater, namens Mintschenko, der Polizei ausgeliefert, nachdem er seinem Sohne durch zwei Beilhiebe den Kopf vom Rumpf getrennt hatte. Dieser Sohn hatte ein lasterhaftes Leben geführt, seine Familie gequält und die Bewohnerschaft des Ortes in Schrecken gehalten. Nach verschiedenen über ihn verhängten Strafen, darunter auch Ausweisung aus dem Gouvernement, war in letzter Zeit die Frage der Ausweisung wieder aufgeworfen worden. Darüber aufgebracht, ergriff er ein Beil und verfolgte die Glieder seiner Familie, die sich jedoch vor ihm retten konnten. Schließlich schlief er im Garten ein. Diese Gelegenheit benutzte der alte Vater, nahm das Beil und, nachdem er zuvor **gebetet** hatte, beging er die Tat. Beim Lesen des Obigen kam uns der Gedanke: Wird er auch nach vollbrachter Tat Gott gedankt haben? Bedauerlicher Zustand des Gewissens!

— Die Regierung der Vereinigten Staaten möchte so gerne helfen, in dem gährenden Mexiko Ruhe und Ordnung herzustellen, was dort scheinbar nicht allzu herzlich gewünscht wird; denn man wollte den persönlichen Vertreter unsers Präsidenten, den Exgouverneur Lind, der zu diesem Zweck hingereist war, anfangs nicht empfangen, auch später war man nicht geneigt, auf die von ihm unterbreiteten Pläne einzugehen. Man hat hier aber immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß sich die mexikanische Regierung „besinnen" wird.

— Amerika ist noch immer das Ziel der Heimatmüden. Wie berichtet wird, hat die Einwanderung in der letzten Zeit wieder beträchtlich zugenommen. Im letzten Jahre, vom 30tz. Juni 1912 bis 30. Juni 1913, hatte die Zahl der Einwanderer eine Höhe erreicht, die nur von dr des Jahres 1907 übertroffen wird. Auch die Deutschen tragen ihr Teil mit bei zu dieser Zunahme.

— Ein Sprichwort gibt den weisen Rat, daß man sich nicht weiter strecken soll, als die Decke reicht. Gewöhnlich wird dies Sprichwort in Fällen angewendet, wo es sich um Leute handelt, die bei ihren Ausgaben darüber nachzudenken vergessen, ob ihre Mittel solche Ausgaben gestatten; aber man findet das Bestreben, sich über die Grenzen des Möglichen hinwegzusetzen auf den verschiedensten Gebieten. Wer in einer kalten Winternacht im ungeheizten Zimmer schlafend seine Füße unter der Decke hervorstreckt, sollte sich nicht wundern, wenn er am folgenden Tage von einem lästigen Schnupfen geplagt wird. Ebenso muß auch der übermäßig vorwärtsstrebende Erfinder oder Entdecker darauf gefaßt sein, empfindliche Fehlschläge zu erleben, wenn er beständig weiter ausholt, als durch das bereits Erreichte geraten erscheint. Nicht daß man sich mit dem schon Erreichten zufrieden geben sollte, wie jener Mann, dessen Feld wohl getragen hatte, und welcher sagte: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß und trink ,und habe guten Mut, usw.; aber man darf nicht die Stufen auf der Leiter aufwärts überspringen, sondern muß ordentlich von Stufe zu Stufe steigen, um nicht mehr zu verlieren, als zu gewinnen.

Doch in unserer Zeit will man nicht steigen, sondern fliegen, mit rasender Geschwindigkeit will man vorwärts. Dabei wird das, was gestern noch als ferne uns anzog, heute kaum noch beachtet, denn ein anderer Punkt in der Ferne zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich, und mit aller Kraft streben wir ihm zu. Es ist noch nicht so lange her, als man Leute mitleidig lächeln sah, wenn von der Möglichkeit der Luftschifffahrt gesprochen wurde, heute dagegen fährt man mit Lenkballonen, sowohl als auch mit Aeroplanen und lenkt sie in jeder beliebigen Richtung. Daß man nun weiter strebt und die Luftfahrzeuge zu verbessern sucht, sowie si chin der Handhabung derselben zu üben, ist ganz natürlich; daß man aber bei dem Vorwärtsstreben kein Maß einhalten kann, führt oft zu großen Unglücksfällen. Bei dem Versuch, den Atlantischen Ozean zu überfliegen, hat man solange noch nichts erreicht, und nun plant schon ein russischer Luftschiffer Kusminsky, ein Neffe des verstorbenen Dichters Tolstoi, einen Flug im Aeroplan um die Erde. Seine Reise, die er im September antreten will, soll von Petersburg über Japan nach Australien und von dort über den Panamakanal nach Südafrika, Kapland und Johannesburg und im nächsten Frühjahr über die Sahara, Marseille und Paris nach Petersburg zurück führen.

Sollte sein Plan glücken, wird man ihn für einen großen Helden halten; wird aber das Entgegengesetzte der Fall sein, so wird er ausfinden, daß er sich zu weit gestreckt hatte.

Aus Mennonitischen Kreisen.

A. J. Böse, Buhler, Kansas, schreibt am 25. August: „Ich mache hiermit allen bekannt, daß nach dem 10. meine Adresse wieder Bessie, Oklahoma sein wird. Ich bitte, dies zu beachten. "

Johann A. Harder schreibt von Borden, Saskatchewan: „Da ich von Lehigh, Kansas nach Canada ausgewandert bin, so möchte ich hiermit bitten, alle Korrespondenz für mich von jetzt an nach Borden, Saskatchewan, Canada, zu adressieren J. A. H."

Peter Thießen schreibt von Bakersfield, California: „Ich berichte hiermit, daß unsere Adresse jetzt nicht mehr Rosedale, sondern Bakersfield, R. F. D. No. 6, Box 140 sein wird. Es ist hier schon länger als eine Woche sehr warm. Gewöhnlich ist es über 100 Grad gewesen. Soviel mir bekannt, ist im Nachbarkreise alles gesund. Nebst Gruß, P. Th. "

A. D. Willems, Reedley, Calif., schreibt: „Weil wir umgezogen sind, so bitte ich, unsere Rundschau ferner nicht mehr nach Reedley, sondern nach Dinuba, California, R. 1, Box 48 zu senden, und solches in der Rundschau bekannt zu machen."

Johann Harms schreibt von Reedley, California: „Werte Rundschau! ich will mit diesem Schreiben bekannt machen, daß folgende Adressen zu ändern sind: Joh. Harms, Minneola, Kansas ist jetzt zu adressieren: Johann Harms, Reedley, California. R. P. Enns, Dinuba, Calif., ist jetzt hinzuzufügen R. 1, Box 75; und Ph. E. Thiesen, Reedley, Calif., ist jetzt statt Route 3, Box 44, Route 1, Box 27A."

K. D. Lemke schreibt: „Ich berichte hiermit, daß unsere Adresse nicht mehr Coy Okla., sondern Mountain Lake, Minnesota ist. — Es ist hier außergewöhnlich heiß — 35 und 36 Grad. Folgedessen will alles vertrocknen. Die Viehweide ist schon sehr schlecht. Von weitem hört man wohl Donner rollen und sieht Blitze zucken, aber zum Regen kommt es nicht. Die Luft ist so heiß, daß man denkt, man sei in der Nähe einer großen Glut. — Freunde und Bekannte sind gebeten, sich die neue Adresse zu merken und uns mit Briefen zu besuchen. K. D. u. Kornelia L."

Cornelius J. Peters, ONeille, Nebr., schreibt: „Ich gedenke den 15. September von hier nach Kansas City zu fahren. Von dort gibt es billige Fahrt nach Bentwood, Louisiana, wo von der Brooks Scanton Co. Land zu 25 Dollars per Acre zu kaufen ist. Vielleicht ist da jemand, der auch Lust hat, hinzufahren, der möchte es mich wissen lassen, daß wir von dort aus könnten in Gesellschaft hinfahren. Das Land wird verkauft mit der Bedingung, 5 Dollar auf den Acre baar anzuzahlen, und den Rest des Preises in sechs Jahren zu sechs Prozent. Ich möchte das Land gerne mit einigen von unseren Deutschen zusammen untersuchen. Die Exkursion findet den 16. September statt. — Gesund sind wir hier, Gott sei Dank."

Abr. Dürksen, Grünthal, Manitoba, schreibt: „Daß so wenige Berichte in der Rundschau erscheinen, daran wird wohl die viele Arbeit schuld sein; denn wir sind recht stark mit der Ernte beschäftigt, die doch noch eine gute zu nennen ist. Im Juni war es eine zeitlang trocken, so daß das Getreide zu leiden anfing, aber anfangs Juli erhielten wir wiederholt starke Regen, so daß es nach menschlichem Urteil etwas zu viel war, denn die Heuernte war vor der Tür und auf vielen Stellen der Niederung stand alles unter Wasser. Aber dann trat wieder eine Zeit ein, wo es in vier Wochen nicht regnete, und dann konnten wir das Heu bei trockenem Wetter einbringen. Aber jetzt haben wir wieder tüchtig Regen erhalten und noch mit recht starkem Wind, so daß sich das Getreide an vielen Stellen gelegt hat. Uebrigens scheint es mit dem Getreide recht gut, so auch mit dem Gartengemüse. Noch einen herzlichen Gruß an Editor und Leser. Abr. D."

Bitte um Auskunft.

Vielleicht könnte jemand von den Rundschaulesern berichten, wo Philipp Gushikowsky geblieben ist, der vor acht Jahren nach Rosthern, Sask., Canada, gezogen ist! Früher wohnte er im Dorfe Antonowka, Mariupoler Kreis, Rußland. Im voraus dankend,

Karl Joseph Holz.

Adresse: Balzer, Tschunajewka, Omsk, Rußland. Abzugeben an Holz. (Vielleicht berichtet man auch durch die Rundschau).

Todesnachricht.

Bergthal, Gouldtown, Saskatchewan, den 24. August 1913. Werte Rundschau! Da du ein sicherer Bote bist und auf der ganzen Welt Leser hast, so komme ich denn zu dir, um dir wieder etwas mit auf den Weg zu geben. Heute komme ich mit einer Trauerbotschaft, obwohl etwas verspätet.

Es hat dem lieben himmlischen Vater gefallen, unsern Bruder Jakob Rempel, nach einer neunzehntägigen Krankheit durch einen sanften Tod von unserer Seite zu nehmen. Am achten Juli halbneun Uhr abends erscholl die Stimme an ihn: Komm wieder, Menschenkind, du hast lange genug gelitten!

Sehr viel und große Schmerzen hat der liebe Bruder aushalten müssen; und doch war er immer geduldig in seiner Krankheit. Jedermann, der da kam, sagte, solchen geduldigen Kranken habe er noch nie bedient. Den vierten Tag seiner Krankheit nahm er Abschied und sagte: Dies ist das letzte. Und so war es auch.

Er hat sein Alter gebracht auf 28 Jahre, zwei Monate und zehn Tage. Er hinterläßt seine trauernde Mutter, 3 Schwestern, eine Halbschwester und zwei Halbbrüder, zwei Onkel und sechs Tanten, nebst vielen Freunden und Bekannten.

Dienstag den 26. August soll hier eine Hochzeit stattfinden. Die Glücklichen sind Peter Hiebert und Agatha Sawatzki.

Hier ist jetzt Getreidemähen an der Tagesordnung. Gruß von

Agatha R. Rempel.

Mission.

Aus dem Missionsleben in der Heidenwelt.

Sämtliche Kenner der Missionsarbeit stimmen wohl überein, daß es wirklich schwer ist, ein guter Missionar zu sein, indem er es 365 Tage im Jahr mit Leuten zu tun hat, die fortwährend versuchen, ihn zu belügen, bestehlen, in fast jeder Handlungsweise zu übervorteilen. Er hat's mit einem Volk zu tun, welches von Grund auf unzuverlässig ist und Schwächen der manigfachsten Färbung trägt. Es will einmal durchaus nicht seine unstichhaltige, widersprechende Religion aufgeben, obzwar ihm die christliche Religion wird vorgelebt und auf mancherlei Weise angeboten die Fruchte derselben höchst gerne kostet und kosten will. Die Grundlehre derselben weiß der Heide gut, merkt auch, wenn er sich sollte entschließen, sie von ganzem Herzen anzunehmen, dann muß ein großer Teil seines Lebenswandels aufgegeben werden; denn sie verdammt alle Sünde, welches nicht in der ihrigen zu finden ist; die läßt so viele Schlupflöcher offen, wodurch er immer mit der Ungerechtigkeit entkommen kann. Die Sünde hat er lieb gewonnen, will er daher auch keineswegs fahren lassen, obzwar er sich durchschnittlich einer größern Bemühung, sie los zu werden, unterzieht als ein Christ, doch all die Wanderungen, Opfer, Beichten usw. usw. geschehen ohne die Hilfe des wahren Heilands der Welt. Er will oft in den Unterhaltungen nicht zugeben, daß er sündigt, doch widerspricht er sich tüchtig mit seinen schweren Bemühungen; die Blindheit ist traurig.

Angesichts solcher traurigen und wiederholten Tatsachen, trotz alles Predigens, Unterrichtens usw. werden der Mut, die Geduld, die Freudigkeit des Missionars überaus auf die Probe gestellt. Oftmals vergißt man, daß die Verhandlungen mit einem gottentfremdeten Heiden geschehen, will dann ungeduldig werden. Jedoch,

Gott sei Dank, der Weg des Missionars ist nicht nur dornig, sondern herrliche Rosen geben ihren angenehmen Duft ebenfalls ab. Wir durften in diesem Jahr auf Janjgir eine angenehme Erfahrung nebst den trüben machen, welche in der Geschichte der Station soweit nicht verzeichnet steht; denn 7 teure Seele wurden auf ihr Bekenntnis durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen. Fünf kamen aus der Heidenmitte, eine aus unserem Waisenhaus, eine aus einer christlichen Familie.

Zwei Witwen hatten sich bereits längere Zeit in der Umgegend aufgehalten, stellten sich aber soweit bis vor kurzem gleichgültig unserer Religion gegenüber Ihr Bekenntnis war unvollkommen, aber das offenbarte Verlangen bewog uns, die Taufe an ihnen zu vollziehen. Ein freudiges und lautes Bekenntnis legte die Frau des Mannes ab, der Ostern 1912 getauft wurde. Damals ließ sie ihren Mann an seinem Tauftage samt Kind auf Anraten der Mutter und Geschwister gänzlich im Stich. Ihrem Munde entgingen furchtbare Schimpfworte, ihr Zorn steigerte sich dahin, daß sie uns nach kurzer Frist des Landes verwiesen oder sonstigen Schaden zugefügt, hätte solches in ihrer Kraft gestanden. Bald kehrte sie zurück, der Geist Gottes wirkte an ihrem Herzen, der stille, neue, christliche Wandel ihres Mannes machte einen tiefgehenden Eindruck, besänftigte ihren Zorn, brachte sie auf bessern Weg. In wenigen Wochen merkte jeder eine rätselhafte Umwandlung, die in dem freudigen Bekenntnis an ihrem Tauftage zum Ausdruck kam. Die Freude, welche sie überall bewies, rief Verwunderung sondergleichen hervor.

Welch einen tiefen Eindruck der Wandel eines aufrichtigen Christen macht, sahen wir wieder an ihrem Manne deutlich. In sehr zahlreichen Fällen sind es nicht die Heiden, welche andere vom Christenwerden abhalten, sondern der Lebenswandel gleichgültiger Christen, die sich noch gerne so nennen lassen. Hält der Missionar dem Heiden vor, daß ein Christ dieses oder jenes ablegen muß, dann begegnet ihm häufig die Bemerkung: Dieser oder jener Christ lügt, stiehlt, läßt sich schwere Uebervorteilungen und dgl. m. zu schulden kommen, erlaubt sich ungerechte Hantierungen. Wir sehen keinen Unterschied oder merken keinen Vorteil; denn solche Handlungen kommen in unserm Lager im schlimmern Grade nicht vor". Manchesmal sind diese Behauptungen, teilweise grundlos, leider kommen in solchen Vergleichungen, um sich zu entschuldigen, stets die schwächsten Exemplare an die Reihe.

Gottes Geist bewerkstelligt wunderbare Aenderungen, welche kein Mensch erklären kann. Diese Tatsache hat sich an etlichen von unsern Täuflingen bewundernswert erwiesen. Andere besitzen nur wenig Erkenntnis. Satan schont ihrer wohl nicht mit seinen listigen Versuchungen, probiert, ihnen zu schaden wie der Nachtfrost der üppigen Pflanze. Hätte man nicht die sichere Verheißung unseres Gottes, das zerstoßene Rohr zu heilen und den glimmenden Docht anzufachen, dann wären diese Armen sicher hoffnungslos verloren. Alle bedürfen ernstlich der aufrichtigen Fürbitte in dem Sinne woran Jakobus 5, 16 erinnert.

Es ist dieses freilich nur eine winzige Zahl aus den Tausenden unseres Bezirks noch kleiner erscheint die Zahl im Vergleich zu den über 300,000,000 Indiens außerhalb des Reiches Christi. Für Indien wird ja auch die Zeit kommen, wo sich das Volk wird in Scharen zum Weltheiland bekehren. Wann die kommen wird, weiß Gott allein; an der Christenheit ist es nun, sich für die Erweckungszeit vorzubereiten, was sie auch mehr oder weniger tut. Unlängst landeten in Bombay mit einem Dampfer 73 Missionare der Heilsarmee. Die amerikanische Presbyterianerkirche sendet dieses Jahr eine Schar Missionare bestehend aus 84 Seelen, auf ihr indisches Feld, ein ziemlicher Teil davon ist bereits angekommen. Wenn diese Kirche wohl die größten Anstregungen für die Evangelisation Indiens an den Tag legt, so tun die andern gleichfalls sehr viel. Es stehen nun bereits über 5,000 protestantische Missionare in diesem Lande auf den Arbeitsfeldern und warten auf die große Erweckungszeit. Herr, möge diese herrliche Freudenzeit bald anbrechen und die Menge Indiens zu Deiner Ehre eingehen! Diese Zeit möchten wir hier erleben.

Mit Gruß,

P. W. und Mathilde Penner.
Janjgir, C. P., India.

Von Vergnügen zu Vergnügen
Rastlos eilen hin und her,
Ist ein eitles Selbstbetrügen
Und bald kein Vergnügen mehr.

Wer seinen Feinden Gutes tut,
Der zeigt den größten Edelmut.

Mehr Siedlerland.

(Da wir ab und zu Anzeigen von Heimstätteland in Montana bringen, so glauben wir unsern Lesern einen Gefallen zu tun, wenn wir im Nachfolgenden einen Ausschnitt aus der „Lincoln Fr. Presse„ aufnehmen. Ed.)

Im nordöstlichen Montana wird im nächsten Monat ein Landkomplex von 1,345,000 Acres der Fort Peck Indianer Reservation für die Besiedlung freigegeben. Das ist eine Gelegenheit zur Begründung von 8,000 bis 9,000 guter Farmen, jede von 160 Acres Größe. Dies ist wieder eine der großen Landlotterien des sonst so lotteriefeindlichen Onkel Sam und zwar auch angeblich eine der besten in der Geschichte unserer Landpolitik, soweit es die Fruchtbarkeit des offerierten Landes betrifft; denn Regierungs-Experten meinen, daß wenn dieses große Stück jungfräulichen Bodens unter Kultur gebracht wird, jährlich ungefähr 25,000 000 Bushel Getreide dem Ertrage der Ver. Staaten hinzugefügt würde, also genug für den ganzen Jahresbedarf der Nation.

Das Department des Innern, zu welchem die öffentliche Domäne gehört, trifft umfassende Vorbereitungen für dieses bevorstehende Landgeschäft, indem es eine große Anzahl erfahrener Schreiber nach den Registrierungsorten Glasgow, Havre und Great Falls in Montana schickt. Diese Landämter werden am 1. September geöffnet werden und dann beginnt die Eintragung der Namen solcher Personen, die ihr Glück in der Landlotterie versuchen wollen. Die Registrierung wird bis zum 20. September fortgesetzt.

Die Größe dieses für die weiße Ansiedlung zu eröffnenden Gebietes wird diese Lotterie, wie man erwartet, zu einem der verlockendesten Ereignisse der Art machen. Der wirkliche Werth dieses Landes wird von Kennern auf durchschnittlich $25 per Acre geschätzt. Die Regierungsschätzung aber geht nur auf $2.50 bis $7 per Acre. Dies ist der Preis für Solche, die bei der bevorstehenden Ziehung mit einem Gewinn herauskommen.

Die Methode der Lotterie ist folgende: Die Namen Aller, die zwischen dem 1. und 20. September angemeldet und registriert sind, werden in Umschlägen in einen große Kasten gethan. Dann werden die Envelops, eines nach dem andern, herausgenommen und mit einer fortlaufenden Nummer versehen, bis genug davon gezogen sind entsprechend der Zahl der vorhandenen Viertelsektionen, also im Ganzen 8,406. Diejenigen, welche die niedrigsten Num-

mern erhalten, haben natürlich die erste Auswahl ihres Stückes Land; die letzten müssen nehmen, was übrig gelassen ist.

Die Zeit, da die „Besiedlung" beginnen muß, wird vom 1. Mai 1914 gerechnet, und die Bedingungen für das schließliche Besitzrecht sind die nämlichen wie unter dem Heimstättegesetz, ausgenommen in Bezug auf die Bezahlung des abgeschätzten Werthes. Dieser Werth ist, wie gesagt, von $2.50 bis $7.00 per Acre, und als Zahlungsbedingung gilt, daß ein Fünftel der Gesammtsumme sogleich zu bezahlen ist und der Rest in fünf jährlichen Theilzahlungen. Der Ansiedler hat aber das Vorrecht, von dem neuen Heimstättegesetz Gebrauch zu machen, und die ganze Summe in drei Jahren zu bezahlen, worauf er dann den vollen Besitztitel erhält.

Ein halbdutzend Plätze für künftige Städte sind bereits von der Regierung an Punkten längs der transkontinentalen Hauptlinie der Great Northern Eisenbahn ausgelegt worden, welche auf einer Strecke von ungefähr hundert Meilen durch die Fort Peck Reservation läuft.

Das Korea von heute.

Die Japaner suchen zwar auf alle mögliche Weise Korea, „das Land der Morgenröthe", zu einem modernen Lande zu machen. Wo in Korea man aber aus den Fremdenkolonien heraus tritt, auf Schritt und Tritt stößt man auf altes, merkwürdiges, verzopftes Koreanerthum, und die meisten Dinge sind noch heute so, wie sie vor hundert oder gar tausend Jahren auch schon waren. In Europa fängt man zum Beispiel mit dem Bau eines Hauses von unten an. Der Koreaner baut zuerst das von Stützen getragene Dach und legt dann erst die Wände an, die aus Holz, jedoch ohne Nägel errichtet werden. Ein Engländer, H. J. Shepstone, theilt im „Wide World Magazine" weitere solche Kuriositäten aus Korea mit und erhärtet die meisten seiner Beispiele durch gute Aufnahmen, die von einem Berliner, F. O. Koch, stammen sollen. Manche europäische Dame kennt kein größeres Vergnügen als das Einkaufen, das Shopping der Engländerin. In Korea gibt es dergleichen nicht. Frauen sieht man überhaupt nicht auf der Straße, wenigstens nicht Frauen der höheren Sttände, und der Hausherr ist es, der die Einkäufe besorgt. Er geht auf den Basar, der zwar orientalisch bunt ist, auf dem es aber — unorientalisch — mäuschen still zugeht. Keiner der Händler denkt daran, seine Waaren, die auf dem Boden ausgebreitet sind, anzupreisen, und das seltsamste bei diesem Marktgetriebe ist wohl, daß es eigentlich nur einen Kleinhandel giebt. Je weniger jemand kauft, desto mehr freut sich der Verkäufer, dessen Vorräthe sonst bald erschöpft wären, und dann setze man ihn der Unbequemlichkeit aus, neue herbeizuschaffen.

Der Waarentransport ist in Korea nämlich eine schwierige Sache. Es giebt wohl Wagen, auch Pferde, Esel, Rinder und andere Zug- und Lastthiere, aber Lasten trägt der Koreaner dennoch selbst. Selbst wenn er ein großes, modernes europäisches Möbel zu tragen hat, thut er das höchsteigenhändig. Einen Wagen oder eine Karre verwendet er nicht, und wo er die Thiere zu Hilfe nimmt, bepackt er sie auf die merkwürdigste Weise. Auf ihrem Rücken werden die Lasten zu thurmartigen Ge- Gebäuden aufgestapelt, an den Seiten hängen sie herunter und von einem vollbepackten Lastthiere sieht man häufig nichts, als den Kopf, den Schwanz und die Hufe! Der Lastträger selbst bedient sich gewöhnlich eines großen, rahmenartigen Gestelles, das seit alters in Korea üblich ist. Die Koreaner tragen damit vier bis fünf Zentner schwere Lasten auf dem Rücken, Ein Fremder, der sich in Korea eine schwere Last vom Bahnhof zum Hotel tragen lassen will, wendet sich damit an einen Angehörigen dieser Lastträger- oder Hausirergilde, vielleicht der ältesten der Welt, die vor 1500 Jahren gegründet worden ist. Es soll in Korea Familien geben, deren Angehörige seit vielen Generationen als solche Lastträger tätig sind. Auch mit leichten, gebrechlichen Lasten wissen diese Träger geschickt umzugehen. So haben die Koreaner eine eigenthümliche Art, Eier zu befördern. Bei uns verpackt man Eier in Lattenkisten, wo sie zwischen Häcksel oder anderen weichen Stoffen sicher liegen. Der Koreaner stellt aus Stroh zopfartige Geflechte her, in die die Eier eingeflochten sind, und wenn er ein Packet Eier zu tragen hat, wirft er eine solche Schnur über den Rücken, schlenkert unterwegs damit bedenklich hin und her und zerbricht dennoch kein einziges Ei! Wer in Korea als Neuling sich aufhält, wundert sich vielleicht darüber, wie oft er auf den Straßen Prozessionen mit Fahnen sieht. Diese Fahnen sind aber nichts anderes als — Reklame, und vertreten die Reklametafeln, die bei uns die Reklameleute an Stöcken, auf dem Rücken und auf der Brust tragen. — Wbl.

Gott hat Alles erschaffen.

Wie Pater Ohrwalder aus der Gefangenschaft des Mahdi entwich.

Der Name des Paters Ohrwalder, der auf seinem Posten als Missionär fern im Sudan gestorben ist, wurde vor jetzt 21 Jahren einmal in der ganzen Welt genannt, als seine sensationelle Entweichung aus der Gefangenschaft des Mahdi blutigen Andenkens bekannt wurde. Als vierundzwanzigjähriger war Pater Ohrwalder in die Gefangenschaft des Mahdi gerathen; er hatte unsägliche Strapazen, unmenschliche Behandlung, schwere Krankheiten und Hunger und die empfindlichsten geistigen Entbehrungen und Qualen erlitten, mehrfach war seine Hinrichtung angedroht worden, ein paarmal waren schon alle Anstalten dazu getroffen, und dennoch hatte er nach neunjähriger Gefangenschaft die Hoffnung auf Flucht noch nicht aufgegeben. Alle Boten, die er heimlich abgesandt hatte, hatten ihn im Stich gelassen. Im Jahre 1899 kam nun ein junger Araber, Achmed Hassan, vom Stamme der Ababda aus Kairo und erbat von Ohrwalder einen Brief an dessen Angehörige. Dieses Arabers beschloß Pater Ohrwalder sich zu einer Flucht zu bedienen. Er gab ihm eine Empfehlung an den Bischof Franz Sogano, der die Geldmittel zur Flucht aufbringen würde, und der Araber versprach, nach einem Jahre wiederzukommen. Das letzte Jahr der Gefangenschaft verbrachte Ohrwalder so kümmerlich wie die erste neun; er ernährte sich mit Seifensiederei und Weberei, obwohl die ungewohnte Arbeit den Rest seiner Kräfte aufzehrte, und harrte geduldig der Wiederkehr des Arabers. Das Jahr verstrich und Achmed Hassan erschien nicht am 27. Oktober 1891, viel später als verabredet, kam er aber dennoch in Omdurman an, erklärte die Gründe seiner Verspätung, und nun wurden in Eile die letzten Vorbereitungen zu der Flucht getroffen, durch die außer dem Pater zwei Schwestern der Mission und eine Negersklavin gerettet werden sollten. Heimlich kaufte Achmed Hassan Kameele, und in den letzten Novembertagen begünstigte der Aufstand gegen Abdullahi, den Nachfolger des Mahdi, die Flucht.

Am 38. November Abends brachen sieben Personen, Ohrwalder selbst, die beiden Schwestern, die Negersklavin und Achmed Hassan mit zwei Stammesgenossen auf sieben Kameelen auf. Ein kalter Nordwind blies ihnen entgegen, verstärkt durch den rasenden Lauf der Kameele. „Der enge Weg führte durch Dornsträucher", so erzählte Ohrwalder selbst die Einzelheiten

der Flucht, „die man im Dunkeln nicht sehen konnte. Die Dornen zerrißen unsere Kleider, die Füße und die Hände, welche wir vor den Augen hielten, um sie zu schützen. Das Blut träufelte von den Gliedern, aber es gab keinen Halt, stets und rastlos ging es nach Norden. Zeit ist Geld, heißt es; für uns war Zeit Leben. Wir überschritten tiefe Bette der Gießbäche, manchmal stolperte das Tier und mit ihm der Reiter, aber es gab keine Zeit, über Schmerzen und Quetschungen zu klagen."

Nach der ersten Nacht waren die Augen der Flüchtlinge angeschwollen, sie waren zum Umfallen müde, eine der Schwestern wurde vorSchwäche ohnmächtig, aber weiter und weiter ging die eilige Flucht, Tag und Nacht hindurch, über öde Wüsten während des Tages, bei Nacht am Strom entlang. Am drittenTage sahen die Flüchtlinge Berber vor sich; gegen Abend füllten sie gegenüber der Stadt ihre Schläuche und ritten eilig weiter; in den dreieinhalb Tagen hatten sie nur vier Stunden schlafen können. Zwieback und Wasser war die einzige Nahrung, der Ritt hatte die Flüchtlinge starr und wund gemacht; ihre Wunden brannten, aber weiter und weiter mußte die Flucht gehen, denn die Entweichung mußte in Omdurman längst bekannt worden sein; in jedemReiter, auf den die Flüchtlinge stießen, witterten sie einen Unterthan des Mahdi, der sie anhalten und nach dem BefehleAbdulahis „lebendig oder todt nach der Residenz bringen sollte."

Die Kameele waren völlig abgetrieben und nur noch Skelette und die Flüchtlinge selbst waren nichts als Haut und Knochen. „Unser Proviant war aufgezehrt," so beschreibtOhrwalder denZustand der Flüchtlinge am fünften Tag ihres Rittes. „Die Kameele und wir waren äußerst ermüdet. Mich schmerzte die Rechte, da ich stets die Peitsche führen mußte, um das arme Kameel anzutreiben. Die Nähe unseres Zieles gab uns Muth, die furchtbaren Strapazen zu ertragen. Der größte Feind war der Schlaf. Es ist unbeschreiblich, welche Gewalt uns dieser Tyrann anthat. Wir suchten uns laut zu unterhalten und durch plötzliches Rütteln zu erschrecken, die Haut zu kneifen bis aufs Blut und die Haare auszuraufen, um den Schlaf zu verjagen. Wie Blei drückten die Augenlider nieder, und es bedurfte der größten Kraft, sie wieder zu öffnen." Am 8. Dezember endlich näherte man sich dem Brunnen Mura, zwischenKorosko undAbu-Hamed: „Schon erblickten wir die Zyklopenbauten ähnlichenBefestungen auf den die Brunnen umgebenden Bergen und die vom Morgenwind gepeitschte rothe Fahne mit Halbmond und Stern. „Achmed," schrie ich, „grüße die Fahne der Freiheit!"

Der muthige Retter nahm sein Gewehr und mehrereSalven verkündeten der ägyptischen Garnison unsere Ankunft. Kräftig widerhallten die Salven in den nackten Bergen. Jetzt waren wir den grausamen Händen des Chalifa Abdullahi entronnen und wir hatten unsere Geister unter seiner Farua hervorgeholt: der Chalifa pflegt nämlich zu sagen, er habe die Geister seiner Feinde unter dem Schaffell (farua), worauf er betet; womit er sagen will, daß er seine Feinde in seiner Hand habe. Jetzt waren wir wieder freie Menschen. Ein aus tiefster Seele dringendes Dankgebet stieg über die Berge Murads aus heiterem Himmel empor: es waren Gefühle, die wir nicht in Worte kleiden konnten."

„Imperator" in Feuersgefahr.

New York, 28. Aug.

Ein gefährliches Feuer brach heute in der Frühe an Bord des „Imperator", des größten der schwimmenden Ozeanriesen, aus, während er beiHoboken vorAnker lag. Der zweite Offizier und ein Matrose erstickten in dem dichtenRauch, der sich bald entwickelte. Um 8 Uhr war das Feuer nach vielem Bemühen soweit unter Kontrolle gebracht, daß jede Gefahr beseitigt war.

Zurzeit des Brandes befanden sich neben der Mannschaft 1131 Zwischendeckspassagiere an Bord.

Der zweite Offizier, Hermann Gobrecht, führte das Kommando bei den Löschversuchen, an welchen sich die gesammte Mannschaft beteiligte, doch wurde er plötzlich von einer dichten Rauchwolke eingehüllt und war nicht imstande, den Rückweg ins Freie zu finden. Nach etwa einer Stunde entdeckte man seinen Leichnam.

Ein Matrose, der Gobrecht begleitet und sich zu weit in den Rumpf des Schiffes hinabgewagt hatte, wurde von demselben Geschick ereilt, später aber gerettet.

Eine kleine Flotte von Feuerlöschschiffen war im Nu zur Stelle, als das Feuersignal ertönte. Von allen Seiten wurden wahre Wasserströme in das brennende Schiff geschleudert, und dank dieser Tatsache gelang es in verhältnismäßig kurzer Zeit, eine schlimme Gefahr abzuwenden.

Panischer Schrecken bemächtigte sich der Zwischendeckler, die durch die Kommandorufe geweckt wurden und bald hellenFlammenschein wahrnahmen. Hals über Kopf, zumteil nur mit dem Notdürfftigen bekleidet, eilten sie die Treppen zum Deck empor, und es gelang ihnen, von dort innerhalb weniger Minuten den Pier zu erreichen. Die Mehrzahl weigerte sich, aufs Schiff zurückzukehren, sondern brachte den Rest der Nacht am Lande zu. Im Laufe des Vermittags wurden sie von der Einwanderungsbehörde nach Ellis Island geschafft.

Die zweite Kajüte machte, nachdem der Brand auf dem „Imperator" gelöscht war, einen wenig einladenden Eindruck. Die Wände und Decken waren durch Rauch geschwärzt und durch Wasser bös zugerichtet, die Teppiche und kostbaren Möbel geradezu ruiniert worden.

Der Schaden war ein entschieden größerer als im Proviantraum. Wie hoch der materielle Schaden sein wird, läßt sich bis dahin auch nicht annähernd angeben. Es verlautet, daß die auf morgen angesetzte Abfahrt nicht hinausgeschoben wurde.

Etwa 1000 Dockarbeiter der Hapaggesellschaft, derenEigentum der „Imperator" ist, gingen 48 Stunden vor Ankunft des Schiffes an den Streik. Ihre Plätze wurden von Dockarbeitern aus Brooklyn ausgefüllt. Die Streiker wurden mit der Weisung beschieden, man werde sie nicht wieder anstellen. Beamte der Gesellschaft erklären, der Streik sei in keiner Weise mit dem Feuer in Verbindung zu bringen. Sie vertreten die Ansicht, daß Nachläffigkeit, die sich irgendjemand zuschulden kommen ließ, zugrunde liegt.

Der Koloß war in Dunkel gehüllt und alle lagen in festem Schlafe, mit Ausnahme der wenigen Wachen und von ein paar Offizieren, als eine Rauchwolke vom Vorratsraum her sich heranwälzte. Ein wachhabender Matrose und der zweite Offizier auf der Kommandobrücke nahmen sie gleichzeitig wahr. Unmittelbar darauf vernahm man auch das Knistern der Flammen.

Unter Vermeidung allen Geräusches wurde das Feuersignal erteilt. Der Kommandeur des Schiffes Ruesser war einer der ersten, die zur Stelle waren. Innerhalb einer Minute war auch die gesamte Bemannung, 1180 Mann zählend, auf ihrem Posten. Der komplizierte Löschapparat wurde in Tätigkeit gesetzt und aller Hände regten sich, um die Flammen zu bekämpfen. Sämtliche Zugänge wurden geschlossen, ausgenommen jener, die von den gefährdeten Zwischendecklern benützt werden mußten.

Dreiviertelstundenlang wurden die Löschversuche fortgesetzt, und mittlerweile waren auch Feuerboote der Brooklyner Feuerwehr angelangt. Der zweite Offizier Hermann Gobrecht und der Matrose

Otto Stumpf hatten sich zu weit in den Rauch hineingewagt und mußten solches mit ihrem Leben büßen. Ihre Kameraden versuchen immer von neuem, zu ihnen vorzudringen, aber immer wieder wurden sie durch die Rauchwolke zurückgedrängt.

Etwa 50 Wasserströme ergossen sich in den Feuerkessel und hunderte von Tonnen Wassers sammelten sich jede Minute im Rumpfe des Schiffes an. So gelang es denn endlich der Elemente Herr zu werden.

New York, 28. Aug.

Der Matrose Stumpf, den man anfänglich für tot hielt, wurde im Hospital ins Leben zurückgerufen. Sein Zustand ist jedoch ein kritischer.

Beamte des Schiffes erklären, der angerichtete Schaden sei kein großer. Ein großer Teil Proviant wurde jedoch zerstört.

— Ill. Stfz.

Der Milchertrag geht zurück.

Der gegenwärtige Monat ist derjenige, in welchem bei den Milchkühen gewöhnlich der größte Rückgang in der Milch während des ganzen Jahres zu beobachten ist, und steht es schlimm damit, dann ist zu befürchten, daß sich der Ertrag auch späterhin nicht mehr auf die gewünschte Höhe bringen läßt. Dieser Milchverlust in gegenwärtiger Jahreszeit ist deshalb nicht nur ein augenblicklicher, sondern er erstreckt sich gewöhnlich auch über den ganzen noch bevorstehenden Rest der Melkperiode der Kühe. Haben diese erst einmal zu einer Zeit stark in der Milch nachgelassen, so hält es schwer, später den Milchertrag wieder zu erhöhen. Es ist also von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, einen Rückgang in der Milch so viel wie möglich zu vermeiden.

Die Gründe, die ein Nachlassen in der Milch zu dieser Zeit hauptsächlich veranlassen, sind in erster Linie schlechte, vertrocknete Viehweiden, die ungenügend und nur wenig nahrhaftes Futter bieten, dann die Fliegenplage, Mangel an gutem, reinen, kühlen Tränkwasser, weiterhin vielleicht auch noch Unregelmäßigkeit im Melken und nicht reines ausmelken; wenn man nur diese Gründe kennt, dann liegt es ganz bestimmt nur an dem Milchwirth selber, daß er Vorkehrungen trifft diesen Uebelständen soweit als möglich zu begegnen und sie zu beseitigen.

Die Frage mit den kahlen Weiden zur Zeit des Hoch- und Nachsommers ist schon häufig behandelt und besprochen worden, und das gewöhnlich zu Zeiten, die mehr geeignet waren als die gegenwärtige, um Vorsorge zu treffen, daß die kahle Weide zu dieser Zeit nicht gar zu viel Unheil anrichtet. Es wurde darin erinnert, wie wichtig und notwendig es ist, wenn die Weide im Verlauf des Sommers nachläßt und das Futter auf ihr knapper wird, auf welchen Zustand man fast alljährlich — und besonders im Westen des Landes — mit Bestimmtheit zu rechnen hat. Man sollte immer für Grünfutter oder Silage sorgen, das nebenbei gefüttert werden kann wenn die Weide nachläßt genügend Futter zu liefern, und solche die das gethan haben, werden jetzt im Stande sein, einen Rückgang in der Milch bei ihren Kühen wirksam verhüten zu können, wenn er durch schlechte Weide einzutreten droht.

Irgend welches Unbehagen, das sich der Kuh fühlbar macht, führt zu einer Abnahme im Milchertag und das größte Unbehagen wird dem Vieh im Sommer durch die Hitze und besonders durch die Fliegen bereitet. Kühler und luftiger Schatten ist für die Milchkuh im Sommer so nothwendig und so wichtig, als genügender Stallschutz im Winter gegen Kälte und Schneesturm und die unaufhörlichen Belästigung durch Fliegen, lassen sich mit einem hohen Milchertrag nicht vereinbaren. Wo die Fliegen übermäßig vorkommen, soll man irgendwelche Schutzmittel gebrauchen, um sie von den Kühen abzuhalten, wozu Carbolsäure, Kerosin und andere Oele in Verbindung mit Wasser und Seife mit Erfolg benutzt werden können, auch soll man die Vermehrung der Fliegen dadurch verhindern, daß man die Auswürfe der Thiere mit Kahlwasser besprengt; darin werden die Eier der Fliegen gelegt und kommen diese aus. Erschwert man die Vermehrung des Ungeziefers so viel als möglich, so hat man um so viel weniger Fliegen von den Tieren abzuhalten.

Im Frühjahr ist der Graswuchs üppig, das Gras ist saftig und enthält ein Uebermaß von Wasser, dagegen weniger Trockenmaße. Je weiter es in den Sommer geht, um so mehr wechselt dieser Zustand des Grases, es wird trockener und mehr dem Heu gleich, und das Vieh hat dann ein größeres Bedürftnis nach direkter Wasseraufnahme als im Frühjahr oder Frühsommer bei dem sehr wasserhaltigen Gras. Wenn das Vieh im Spätsommer dann auch mit allem andern gut versorgt ist und keine Noth zu leiden hat, es fehlt ihm aber an dem genügenden Wasser von guter Qualität, so wird infolge dessen doch die Milch bei den Kühen zurückgehen. Das Trinkwasser soll gut sein, rein und auch verhältnißmäßig kühl, und wo es irgend möglich ist, soll den Thieren die Tränke zu jeder Zeit zur Verfügung stehen, und nicht nur daß sie einmal oder zweimal des Tages hinzugetrieben werden.

Das Melken der Kühe zu unregelmäßiger Zeit, als auch das immer nicht ganz reine Ausmelken des Euters wirkt beides vermindernd genug auf den Milchertrag zu jeder Zeit des Jahres, aber im Sommer, wenn ein oder auch mehrere der vorstehend erwähnten Uebelstände schon auf die Milchverminderung hinwirken sollten, ist es doppelt schlimm. Schlechtes Ausmelken hat einen ungünstigen Einfluß auf die Milchabsonderung; es sieht so aus, als ob die Kuh sagen möchte: „Wenn's dir zu viel ist, dann producire ich weniger, und die Milch, die du jetzt nicht nimmst, habe ich zum nächsten Melken weniger herzustellen." Und so kommt es, daß die Milch immer mehr zurück geht.

Der Rückgang in der Milch bei den Kühen im Sommer ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung und die Klagen darüber sind allgemein; man mag hinhorchen wo man will um diese Zeit, so bekommt man die Antwort, daß die Kühe in der Milch sehr nachgelassen haben. Es steht aber gemeinhin in der Macht des Farmers und Viehbesitzers, diesem Uebelstand wirksam abzuhelfen. Genügend gutes Futter, Wasser, Schutz gegen belästigendes Ungeziefer und Hitze und gutes Melken sind dabei die hauptsächlichsten Mittel. Kommen diese zur Ausführung und Anwendung, dann wird der Milchertrag zu dieser Zeit nicht nur nicht nachlassen, sondern die Kühe werden auch den ganzen Herbst hindurch und im Winter viel Milch geben, ohne daß man zu übermäßig starker Fütterung zu greifen hat. Geht die Milch aber jetzt wesentlich zurück, so wird alles Mühen und Ringen späterhin, den Milchertrag wieder auf die gewünschte Höhe zu bringen, nur wenig belohnt werden. Ein gewisser Verlust wird bestehen bleiben.

— Landmann.

Dennert's Antwort.

Einem ungläubigen Naturforscher, der seinem Haß gegen die Bibel aneiner Naturforscherversammlung freien Lauf ließ und behauptete, die moderne Naturforschung lasse keinen Glauben an einen persönlichen Gott, an eine Seele und an Unsterblichkeit zu, hat der berühmte, gelehrte Naturforscher, Dr. phil. E. Dennert, der in Deutschland als Autorität in seinem Fach allgemein anerkannt wird, schneidig geantwortet. Eingangs sagt Dennert dem Ungläubigen, er werde doch hoffentlich den Kram seiner mehr als naiven „Beweise" gegen das Dasein einer Seele selbst nicht ernstlich als Beweisführung erachten. Mit seinem Vortrage habe er weder der Naturwissenschaft noch dem Volke gedient; der Naturwissenschaft deßhalb nicht, weil er mit seiner Privatmeinung den Anschein errege, als ob diese sich zur Magd des platten Materialismus erniedrigt hätte, und dem Volke nicht, weil er es in eine ebenso unnöthige als gefährliche Beunruhigung versetzt habe.

Von der Tribüne der Naturforscherversammlung herab in deren Namen Dinge in die Welt hinausposaunen, welche gar nicht die Ansichten der Forschung und der wirklich großen Naturforscher sind, die meistens gläubige Christen waren, beweise ein ziemlich schlechtes Unterrichtetsein von dem, was ein Kopernikus, Kepler, Faraday, Maxwell, u. a. glaubten und aussprachen. Und nun citirt Dr. Dennert eine Reihe von bedeutenden Aussprüchen von Heroen der Naturwissenschaft. Wir geben nur einige ihrer Zeugnisse. Der Physiker Oersted sagt: Des Christentums Wirkung auf die Welt ist der größte Beweis seiner göttlichen Kraft." Der Chemiker und Begründer der chemischen Geologie, G. Bischoff, sagt: „Nicht aus strenger Forschung, nicht auf dem Wege der Beobachtung und des Experiments haben die unsterblichen Verfasser der Genesis geschöpft. Durch göttliche Eingebung wurden sie zur Wahrheit geführt." Der Physiker Birt: „Entweder hatte Moses in den Wissentichaften eine ebenso tiefe Erfahrung, wie unser Jahrhundert, oder er war inspirirt!" Lyell, der große Geologe ein Freund Darwins, bemerkt: „In welcher Richtung wir immer unsere Nachforschungen anstellen mögen, überall entdecken wir die klarsten Beweise einer schöpferischen Intelligenz oder ihrer Vorsehung, Macht und Weisheit." Mädler, der bedeutende Astronome: „Ein echter Naturforscher kann kein Gottesleugner sein." Der große Botaniker Heer ruft aus: „Halbes Wissen führt von Gott ab, gründliches Wissen führt zu Gott hin." Schleiden, der Begründer der botanischen Zellenlehre, erklärt: „Gerade der echte und exakte Naturforscher kann niemals zum Materialisten im gegenwärtigen Sinne, zum Leugner des Geistes, der Freiheit, der Gottheit werden." Und der berühmte Chemiker Pasteur sagt: Ich bete während meiner Arbeit im Laboratorium." Das sind gewichtvolle Zeugnisse, aus denselben erhellt es, daß die Angaben der Ungläubigen, daß die Naturforscher nicht an Gottes Wort glauben, durchaus unwahr sind.

Ameisen und Kreuzottern.

Es ist gewiß von Interesse zu erfahren, daß die giftige Kreuzotter in der braunen Waldameise, deren in den Waldungen oft zahlreich vorhandene große Hügel allgemein bekannt sind, einen gefährlichen Feind besitzt. Sobald die braunen Ameisen einer Kreuzotter ansichtig werden, geraten sie in Aufregung und verständigen sich in ihrer eigentümlichen und lebhaften Weise sofort über einen Angriff. Sie heften sich mit ihren scharfen Beißzangen an die Schlange an, kriechen ihr in die Augen, in den Schlund und setzen ihr so zu, daß sie in dem Kampfe gegen die immer zahlreicher herbeieilenden Feinde binnen kurzer Zeit erlahmt. Kaum ist die überfallene Otter wehrlos gemacht, so beginnen die Ameisen auch schon, die Beute auf ihre Art zu zerlegen, indem sie kleine Fleischstücke losreißen und diese in ihre Behausung tragen. Nur die Haut, die der Freßwerkzeuge der Ameise zu hart zu sein scheint, und die Wirbelsäule einschließlich des Kopfes bleiben zurück. Man erkennt an dem Vorhandensein dieser letzteren daß mans nicht mit einem bei der alljährlich sich wiederholenden Häutung abgestreiften Balg zu tun hat, sondern mit den Ueberresten einer von den Ameisen getöteten Schlange.

Den Holz und Beeren suchenden Frauen und Kindern im Gebirge ist der Kampf der Waldameisen gegen die gefürchtete Kreuzotter eine bekannte Sache; sie betreten daher die Wälder, in denen sie Ameisenhügel antreffen, furchtlos sogar barfuß, da sie sicher wissen, daß der Wald schon im Frühling von giftigen Schlangen durch die Ameisen gesäubert worden ist. Nur ganz vereinzelt kann in Wäldern, die von braunen Ameisen besiedelt sind, einmal eine Kreuzotter erscheinen; aber nicht lange dauert ihr Verweilen, dann fällt sie den Ameisen sicherlich zum Opfer.

Die Waldameise ist außerdem eine fleißige Vertilgerin vieler schädlicher Insekten und also ein dem Menschen sehr nützliches Tier. Man sollte sie darum nicht ihrer Puppen berauben, um in diesen ein Futter für Goldfische und Stubenvögel zu gewinnen; noch weniger die Ameisen in Spiritus ertränken, um von ihnen den Ameisenspiritus zu gewinnen. Um des sieghaften Krieges willen, den diese Tierchen gegen das Ottergezüchte führen, sollte man sie viel mehr schonen und schützen und sie überall dahin verpflanzen, wo sich Kreuzottern zeigen.

Windige Eisenbahnen.

Zu den merkwürdigsten Eisenbahnen in der Welt gehören die „Segeleisenbahnen", die man in Chile und Bolivia in Südamerika eingeführt hat. In den riesengroßen Steppengebieten dieser Republiken, die über zahllose Meilen ohne Baumwuchs und Wasser sind, wird in großen Mengen Salpeter gewonnen. Es besteht aber nicht die Möglichkeit, hier einen Eisenbahnverkehr wirklich rentabel einzurichten. Man hat sich deshalb sehr praktisch geholfen, indem man den starken Wind, der hier fast regelmäßig vom stillen Ocean her weht, als Kraftquelle zur Fortbewegung einer einfachen kleinen Eisenbahn benutzt. Aehnlich wie beim Segelschlitten befestigt man an den Eisenbahnwagen große Segel, in denen sich der Wind fängt, und auf diese Weise die Wagen auf den einfachen Schienengeleisen schnell vorwärts treibt. Auch die Arbeiter der Salpeterbergwerke werden auf dieser primitiven Eisenbahn zu und von ihren Arbeitsstellen befördert und der Betrieb bewährt sich seit Jahren ausgezeichnet.

Arbeitende Frauen und müßige Männer.

Das ist eine traurige Sache! Nach amtlichen Erhebungen gibt es unter den 500,000 arbeitenden Angehörigen des weiblichen Geschlechts der Stadt New York 100,000 verheiratete Frauen, und von diesen unterhalten nicht weniger als 50,000 ihre Gatten oder tragen doch sehr wesentlich zu deren Unterhalt bei. Und während eine halbe Million Frauen und Mädchen allmorgendlich nach ihren Arbeitsstellen in Läden und Fabriken eilen, gehen in der Stadt New York und im ganzen „Empire"-Staate 300,000 Männer müßig. Wohin sollen solche Zustände noch führen? Die müßigen Männer sind nämlich keineswegs, wie das staatliche Arbeitsamt hervorhebt, durch die Bank Faulenzer, Drohnen und Nichtsnutze, die sich herumtreiben, die Zeit totschlagen und ihre Frauen sich abschinden lassen, nein, viele von den Männern der 50, 000 arbeitenden Frauen sindOpfer der vorherrschenden Anschauungsweise nach welcher über 40 Jahre alte Männer keine erwünschten Arbeiter sind. Das ist die neuzeitliche Methode, die aus solchen Männern unfreiwillige Müßiggänger macht. Sind sie nicht bedauernswert? Mancher mag unter ihnen sein, der es kaum mit seinem Ehrgefühl in Einklang zu bringen vermag, sich von seiner Frau ernähren zu lassen. Mit diesen beklagenswerten Verhältnissen die sich in allen Großstädten des Landes wiederholen, und die vor allem auch dadurch herbeigeführt worden sind und noch immer mehr verschlimmert werden, daß auf so vielen Arbeitsgebieten und in so vielen Beschäftigungszweigen das weiblicheGeschlecht teils sich eindrängt teils vorgezogen wird, weil es billiger zu haben ist, sollten Gesetzgeber, Philanthropen, Soziologen, ja alle Bürger je eher desto besser eingehend sich befaßen, denn da handelt es sich wahrlich heute um ein sehr ernstes nationales Problem.

— Abendschule.

Erzählung.

Luther und der Graf von Erbach.

C. H. Caspari.

Fortsetzung.

Alsbald sandte er Hans von Kollenberg aus, um ihm Nachricht zu bringen, wann der Reformator von Miltenberg aufbrechen und welchen Weg er nehmen werde, ob den Main hinunter über Aschaffenburg, oder über Amorbach durch den Odenwald. Für beide Fälle hatte der Graf seine Anstalten getroffen. Zöge er mainabwärts, dann sollten des Grafen Dienstmannen aus dem jenseitigen Gebiet, Echter von Mespelbrunn, der lange Bernhold von Eschau und der Wildensteinische Amtmann mit sechs verlässigen Knechten, im Wäldchen zwischen Wörth und Obernburg auf der Lauer liegen, ihn überfallen und im tiefstem Geheimnis nach Erbach liefern; zöge er aber durch den Odenwald, dann wollte der Graf selber das Unternehmen leiten. Nach zwei Tagen war der Kollenberger zurückgekommen und hatte die Nachricht gebracht, daß auf den folgenden Tag die Abreise festgesetzt sei; über den Weg aber hatte er nichts Verlässiges erfahren können. Um nun auf jeden Fall seiner Beute sicher zu sein, war der Graf, wiewohl sein Kind bis zum Tod krank lag, am Abend noch, wie wir gesehen haben, aufgebrochen und hatte den Weg nach Miltenberg eingeschlagen. Es dunkelte schon merklich, als sie über die Eulbacher Höhe ritten, u. in den Hütten des nun von der Erde verschwundenen Dorfes, nach welchen die Höhe sich nennt, brannten bereits die Kienfackeln; aber der Graf, der dem Zug vorausprengte, trieb so sehr zur Eile, daß die Reisigen, als es in der Stadt acht Uhr läutete, bereits die Mühle an Mudau erreicht hatten, wo der Verabredung gemäß ein Bote des Amtmanns den Grafen mit der Nachricht erwartete, daß seine Befehle vollzogen seien und die Mannschaft schon auf der Lauer liege.

Zufrieden ritt nun der Graf durch das Thor, welches der Magistrat der Stadt Miltenberg festlich beleuchtet hatte. In großen Buchstaben brannte über der Thorwölbung der Spruch:

„Gottes Wort und Luthers Lehr'
Dämpft der Satan nimmermehr."

Drinnen in der Stadt war noch alles lebendig. Scharen von Menschen wogten durch die Straßen und sprachen von dem Manne und der gewaltigen Predigt, die er heute gehalten; der Graf aber ritt grimmig durch die fröhlichen Haufen und stieg im Gasthaus zum Schwert ab, in dessen Nähe Luther sein Quartier genommen haben sollte. „Ei, ei! mein Herr Graf," sagte unter vielen Bücklingen Nikol Uhrig, der Gastwirt, „hätte ich doch nimmer gedacht, daß der Luther auch Euer Gnaden auf die Beine bringen könnte!" Der Graf aber fuhr ihn unwirsch an und begab sich auf sein Zimmer.

Ermüdet von dem eiligen Ritt und von den vielen Gemütsbewegungen warf sich der Graf auf sein Lager und fiel bald in einen ruhigen Schlaf. Nachdem er einige Stunden geschlafen, erwachte er, und weil der Schlaf nicht so bald wieder einstellne wollte, stand er auf und trat an das Fenster.

Fast jeden Menschen, dessen Gemüt noch nicht verhärtet ist, kann eine stille Nacht wunderbar bewegen. Wenn alles, was auf Erden lebt und webt, von dem Menschen in seiner Kammer bis zum Vöglein in seinem Nest, schläft und schweigt, so meint man den Odem besser zu hören, der über allen Hut und Wacht hält. Die Erde kommt einem vor wie ein Land, in dem der Aufrühr gedämpft ist und seine Stimmen schweigen, und man meint einen Vorschmack der Zeit zu haben, in der „die Erde des Herrn ist und seines Gesalbten." Etwas der Art mag auch der Graf gefühlt haben: denn die grimmigen Geister in seinem Herzen waren verstummt und das wilde Feuer verloschen, das noch gestern abend darin tobte. Dunkel und schweigend lag die Nacht über dem Städtchen und seinen schlafenden Bewohnern: nur hie und da ein Stern glänzte am Himmel, und das Licht des Türmers schimmerte hernieder; deutlich hörte man von ferne das Rauschen des Mainstromes, und als auch noch das Glöckchen des Klosters zum Fruhgebet rief, wurde dem Grafen ganz weich zu Mute. Sein Ritt von gestern abend und der Anschlag, mit dem er gekommen, lag hinter ihm wie ein Traum; seine Gedanken nahmen den Weg heimwärts zu dem kranken Kind und dem sorgenden Weib, dann hoben sie sich aufwärts zu dem Vater im Himmel, der allein Macht hat über Leben und Tod, und wurden endlich zu einem herzlichen, innigen Gebet, mit dem er seine Sorgen in Gottes Hand stellte.

Da ward plötzlich ein Licht angezündet in dem Eckzimmer des Nachbarhauses, und eine tiefe, schöne Männerstimme, die im Schweigen der Nacht ganz laut und vernehmlich zu ihm herüberdrang, sprach die Worte: „Das walte Gott Vater, Sohn und heiliger Geist! Amen." Weil er im obersten Stock wohnte, konnte er in das Zimmer des Nachbarhauses hineinschauen, und obwohl der Vorhang heruntergelassen war, sah er doch deutlich die dunkle Gestallt eines Mannes, der, wie es schien, zum Beten niedergekniet war. Eine Weile schien er in einem Buch zu blättern, dann begann sein Gebet wieder: „Auf dich, Herr, traue ich, mein Gott. Hilf mir von allen meinen Verfolgern und errette mich, daß sie nicht wie Löwen meine Seele erhaschen und zerreißen, weil kein Erretter da ist." So hatte der Graf noch nicht beten hören: alle einzelnen Worte wurden im Munde des Beters wie Hammerschläge, die an die Himmelsthüre pochen, und namentlich die Schlußverse: „Mein Schild ist bei Gott, der frommen Herzen hilft; Gott ist ein rechter Richter, und ein Gott, der täglich dräuet; — will man sich nicht bekehren, so hat er sein Schwert gewetzt und seinen Bogen gespannt und zielet, und hat darauf gelegt tödliche Geschosse; seine Pfeile hat er zugerichtet zu verderben. Siehe, der hat Böses im Sinn, mit Unglück ist er schwanger; er wird aber ein Fehl gebären." Diese Verse sprach der Mann mit solcher Kraft und Zuversicht, daß der Graf sich nicht enthalten konnte, zu denken: wahrlich, er hat einen bessern Schild denn ich, und ein schärferes Schwert, mit dem Mann möchte ich nicht anders reden, denn freundlich. Als nun der Mann auch noch aus seinem Herzen betete für die gesamte Christenheit, daß ihr Gott den hellen Schein seines Evangeliums aufgehen lassen wolle, daß er die Herzen der Fürsten wiederum einmal lenken wolle, wie Wasserbäche, und den armen Mann frei machen durch seine Wahrheit, für die Feinde des Wortes, daß er ihren Uebermut brechen, für die Verfolger aus unwissendem Herzen, daß sie durch seine Gerichte sich möchten warnen lassen u. erkennen das Eine, was not tue, — da geschah's mit solchen Worten, daß der Graf, als der Mann geendet, mit Thränen in den Augen die Hände faltete und sprach: „Amen, Amen! Es geschehe, Gott, wie dieser dein Knecht gesagt hat."

Unruhig schritt der Graf im Zimmer auf u. nieder, und nur ein Gedanke erfüllte ihn — den Mann zu sehen von Angesicht zu Angesicht, der so zu beten gewußt, bis er endlich bemerkte, daß es Tag geworden und die Sonne bereits in sein Zimmer scheine. Da schellte er nach dem Wirt. Dieser erschien sogleich und trug dienstfertig die silbernen Teller u. wollte sich niedersetzen auf den marmornen Tisch. Der Graf redete ihn hastig an: „Könnet Ihr mir nicht sagen, wer der Mann ist, der da drüben wohnt in dem Zimmer mit dem herabgelassenen Vorhang?"

„Ob ich's Euch sagen kann?" antwortete der Wirt, „nun freilich kann ich's Euch sagen. Gewiß habt Ihr ihn gesehen! 's ist der Luther, der Erzketzer, — sein Licht brennt schon seit etlichen Stunden."

Wie vom Donner gerührt stand der Graf. „Der Luther?" — „Ja, der Doktor Martin Luther," sagte der Wirt und sah ihn verwundert an. — „Haben Euer Gnaden noch etwas zu befehlen?" — und als er keine Antwort bekam, schob er sich kopfschüttelnd zur Thüre hinaus.

Immer noch stand der Graf, wie festgebannt, auf derselben Stelle; dann ging er, ohne sein Frühstück zu berühren, rasch die Treppe hinunter u. hinüber ins Nachbarhaus und stand im Augenblick vor Luthern. Dieser hatte bei seinem Eintritt sich vom Stuhle erhoben und sah fragend den hochgewachsenen Mann an, der in voller Rüstung, das Schwert an der Seite, ihm gegenüberstand, ohne eines Wortes mächtig zu sein. Als er aber endlich mit freundlichen Worten ihn nach seinem Begehren fragte, fiel der Graf auf seine Kniee und rief! „Mann! Ihr seid besser denn ich! Verzeih mir's Gott, daß ich es gedachte böse mit Euch zu machen." Darauf erzählte er ihm, mit welchen Gedanken er hieher ge-

gekommen, wie er ihn beten hören, und wie sein Wort ihn überwältigt. „Nicht mein Wort," sagte Luther, „sondern des Herrn Wort, das ich armer, unwürdiger Sünder wieder zu Ehren bringen soll in deutschen Landen. Zieht in Frieden Eures Weges, mein Herr Graf! Der in Euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi. Ihr sollt, so Gott will, noch mehr Wunder schauen, denn daß er Bogen zerbricht und Spieße zerschlägt, — sein Wort können sie nicht dämpfen, denn des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit."

Vor dem Thor hielten seine Reisigen, zu denen auch Echter und Bernhold den Main heraufgekommen, und harrten seiner Befehle. Der Graf aber ritt an ihnen vorüber, schlug den Heimweg ein und sagte, zerstreut mit der Hand winkend: „Ziehet heim in Frieden, das Wort des Herrn bleibet in Ewigkeit."

Als er in den Thorweg seines Schlosses einritt, kam ihm sein Weib entgegen und fiel ihm fröhlich in die Arme: das Kind hatte eine gute Nacht gehabt, hatte lange und gesund geschlafen und saß jetzt, spielend und des Vaters harrend, in seinem Bettchen.

Wir übergehen, wie von nun an der Graf mit allem Ernst und Eifer dafür sorgte, daß das Wort, welches er verfolgt, nun rein und lauter von treuen Predigern seinen Unterthanen verkündigt wurde. Unter den Fürsten, die 1521 auf dem Reichstag zu Worms anwesend waren, findet sich der Name des „Hern Schenken und Grafen Eberhard von Erbach," als eines erklärten Freundes der evangelischen Sache und des Mannes, der dort ein gut Bekenntnis abgelegt.

Die Reihe der Pfarrer aber, die in Brensbach, einem Erbachischen Dorfe, gestanden und das Evangelium verkündigt haben, eröffnet Johann Speckel, einst Altarist zu Michelstadt; und an seiner Kanzel, die der Jahrzahl nach im Jahre 1526 von dem Grafen Eberhard von Erbach aufgerichtet wurde, finden sich in großen Buchstaben die Worte, die damals das „Schibboleth der Evangelischen" genannt wurden: Verbum Domini Manet in Aeternum! zu deutsch: „Das Wort des Herrn bleibet in Ewigkeit!"

Eine Dame in Minneapolis beim Kochen gefährlich verbrüht.

Eine junge Frau in Minneapolis hatte das Unglück, daß sie sich bei der Zubereitung des Mittagessens so schlimm die Hand verbrühte, daß über die Hälfte der Haut abfiel. Sie war gerade allein zuhause und lief deshalb schnell zu ihren Nachbarn um Hilfe. Die Nachbarin legte unverzüglich Allen's Ulcerine Salbe auf und in zehn Tagen war die Hand vollständig heil, ohne Narben zurückzulassen.

Diese Salbe ist eines der ältesten Heilmittel in Amerika, und seit 1869 ist sie bekannt als die einzige Salbe, die wirksam genug ist, chronische Geschwüre und alte Schäden zu kurieren. Weil sie so kräftig ist, heilt sie Verbrühungen und Brandwunden in wunderbar kurzer Zeit, ohne Narben zurückzulassen.

Allen's Ulcerine Salbe heilt von Grund auf und zieht die giftigen Stoffe aus. Wenn angewandt bei neuen Schnitt- und anderen Wunden, so heilt sie dieselben in einem Drittel der Zeit, die es bei gewöhnlichen Salben und Linements nimmt.

Per Post 55 Cents. J. P. Allen Medicine Company Dept. Bl., St. Paul, Minn.

Entlassung eines katholischen Priesters.

Der Vatikan hat einen Akt vollzogen, der in der Geschichte der Kirche einzig dasteht. Vor dem erzbischöflichen Gericht in Neapel hatte ein junger Geistlicher, der Cavaliere Arena Rocco, einen regulären Prozeß geführt, um seine Lossprechung vom geistlichen Amte zu erwirken, da er nur infolge des Zwanges seiner Eltern in den Priesterstand getreten war. Der Prozeß gelangte von Neapel vor das Tribunal der Kongregation der Sakramente in Rom, die das Gesuch des Priesters annahm und seine Priestereigenschaft für nicht giltig erklärte. Der Papst hat dieses Urteil bestätigt. Damit ist der junge Priester, der nebenbei ein reicher Mann und Ritter des italienischen Kronenordens ist, aus dem Priesterstande entlassen. Er kann sogar heiraten, und dies alles in vollem Einverständnis mit der Kirche. Dies ist der erste Fall dieser Art, seitdem die katholische Kirche besteht.

Schreibt über ihren Mann. „Mein Mann," schreibt Frau Mathilda Ruta von East Randolph, Vt., „glaubte nicht an Medizin. Er sagte, dies sei nur etwas für Frauen und Kinder. Eines Tages indes erkrankte er plötzlich sehr heftig. Er kam eilend heim und legte sich ins Bett. Er versuchte durch Schwitzen Erleichterung zu verschaffen; doch anstatt besser zu werden, wurde es immer schlimmer mit ihm. Endlich entschloß er sich, einen Versuch mit dem Alpenkräuter zu machen, und ehe er noch die ganze Flasche gebraucht hatte, war er wieder ein gesunder Mann. Er ist jetzt ein treuer Freund des Alpenkräuters."

Forni's Alpenkräuter hat viele Zweifler, die krank und leidend waren, zu Freunden gemacht. Er ist nicht in Apotheken zu haben. Spezial-Agenten liefern ihn dem Publikum. Man schreibe an: Dr. Peter Fahrney u. Sons Co. 19 — 25 So. Hoyne Ave., Chicago, Ill.